

Von unterdrückter weiblicher Sexualität zur Konstitution von weiblichem Begehren?

Eine Betrachtung der Entwicklung der Sexualmoral vom späten 19. Jahrhundert bis heute und daraus entstehende Konsequenzen für die Soziale Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen im Adoleszenzalter

Sara Bähler, Masterthesis

Eingereicht bei Herrn Prof. Dr. Heinz Messmer

Hochschule für Soziale Arbeit FHNW, Olten

Masterstudium in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

Biel, im Juli 2013

Abstract

In der vorliegenden Literaturarbeit wird untersucht, wie sich die Sexualmoral im deutschen Sprachraum vom späten 19. Jahrhundert bis heute entwickelt hat und welche Konsequenzen daraus für die Soziale Arbeit mit Mädchen im Adoleszenzalter bezüglich deren Geschlechtsidentitätsentwicklung entstehen.

Es werden Ansichten von Freud und Foucault sowie Thesen zur heutigen Sexualmoral erörtert. Daraus ergibt sich, dass eine Unterdrückung stattfand, jedoch die Beschreibung einer Zeit der Repression zu kurz greift, da Sexualität bereits damals diskutiert wurde – wenn auch mit anderen kommunikativen Kanälen als heute.

Traditionelle Geschlechterrollen konnten jedoch bis heute nicht völlig ausgemerzt werden; altruistisches Verhalten wird bei Mädchen tendenziell nach wie vor stärker gefördert als bei Jungen, obwohl bei Kleinkindern grundsätzlich keine Unterschiede in Verhalten oder Persönlichkeit aufgrund des Geschlechts festzumachen sind – sie werden sozial konstruiert.

Es gibt folglich keine Gründe für unterschiedliche sexualmoralische Vorstellungen, was darauf hindeutet, dass von Fachpersonen der Sozialen Arbeit ein wichtiger Beitrag zur Erfüllung eines existentiellen Bedürfnisses geleistet werden kann, wenn beiden Geschlechtern anstelle eines rollenkongformen ein in einem gesunden Masse egoistisches wie auch altruistisches Verhalten erlernt wird.

Inhalt

1. Einleitung	4
2. Zentrale Begriffe	9
2.1 Adoleszenz	9
2.2 Geschlechtsidentitätsentwicklung	10
2.3 Sexualität und Sexualmoral – ein kurzer Abriss	11
3. Entwicklung der Sexualmoral vom späten 19. Jahrhundert bis heute	15
3.1 Bürgerliche Sexualmoral im späten 19. Jahrhundert.....	15
3.1.1 Die Repressionsthese – rückblickend war die Zeit von Unterdrückung geprägt.....	16
3.1.2 Die Repressionsthese - Freud als ein Zeitgenosse, der die Zeit als repressiv erlebt, jedoch die moralischen Vorstellungen in Frage zu stellen begann.....	19
3.1.3 Die These der Produktion der Sexualität – rückblickend wurde zur damaligen Zeit Sexualität vielmehr produziert als unterdrückt	21
3.2 Markante Entwicklungsschritte im 20. Jahrhundert.....	28
3.2.1 Sozialer Aufstieg und Sexualreformbewegung im „aufgeklärten Bürgertum“	28
3.2.2 Die gesetzliche Gleichberechtigung von Mann und Frau	29
3.2.3 Sexuelle Revolution	30
3.2.4 Gender Revolution / Neosexuelle Revolution	30
3.3 Heutige sexualmoralische Vorstellungen.....	33
3.3.1 These 1	33
3.3.2 These 2	34
3.3.3 These 3	36
3.3.4 These 4	37
4. Erklärungsansätze	42
4.1 Konstruktivismus: radikal und erkenntnistheoretisch.....	42
4.2 Soziobiologie	48
5. Zusammenfassung der Ergebnisse und kritische Reflexion	54
6. Konsequenzen für die Soziale Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen im Adoleszenzalter – Anregungen zur Gestaltung der Praxis und Schlussfolgerungen	73
7. Quellenverzeichnis	80

1. Einleitung

Wie kommt man als ausgebildete Sozialarbeiterin, die im Bereich Erwerbslosigkeit tätig ist und Gender- sowie Sexualitätsthematiken bisher im Bachelor- und Masterstudium der Sozialen Arbeit eher am Rande gestreift hat, auf die Idee, sich wissenschaftlich mit Sexualmoral zu befassen? Wieso wird in der vorliegenden Arbeit der Schwerpunkt auf die Entwicklung der Sexualmoral vom späten 19. Jahrhundert bis heute gelegt mit dem Ziel, Konsequenzen für die Soziale Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen im Adoleszenzalter aufzuzeigen?

Im Berufs- wie auch im Privatleben, bei sozialarbeiterischen Beratungen von Klient/-innen wie auch in Gesprächen mit Privatpersonen begegnet die Autorin regelmässig Fragen und Einstellungen rund um Sexualität, welche problembehaftet sind. Es entsteht der Eindruck, dass selbst gut qualifizierte, emanzipiert und selbstbewusst wirkende Frauen und Männer Sexualität mit teils moralischen Vorstellungen verknüpfen, die bei der Autorin Erstaunen und Fragen auslösen. Haben wir uns tatsächlich so sehr von der unterdrückten Sexualität entfernt, wie wir glauben? Hat sich die heutige Sexualität von einer Sexualität, welche sexuelle Begierden bei Frauen negiert, zu einer Sexualität von weiblichem Begehren gewandelt? Wurden sexuelle Begierden früher überhaupt in der Masse negiert, wie dies landläufig die Meinung ist? Und wenn ja, hat dies bis heute Folgen für Mädchen und Frauen? Wird weibliche Sexualität bis heute tatsächlich weniger offen gelebt als männliche? Muss hinter die Aussage „Von unterdrückter weiblicher Sexualität zur Konstitution von Weiblichem Begehren“ ein Fragezeichen gesetzt werden? Diese Fragen beschäftigen die Autorin und bewegten sie dazu, ihr Wissen zu dieser Thematik zu erweitern und die verschiedenen theoretischen Ansichten dazu in der vorliegenden Masterarbeit zu verarbeiten.

Die Auseinandersetzung mit Sexualität, damit verbundenen Moralvorstellungen und geschlechtsspezifisches Verhalten – damit wird sich höchstwahrscheinlich jeder Mensch im Verlauf seines Lebens konfrontiert sehen. Sexualität und Geschlecht sind Themen, die viele Menschen interessieren, in heutigen Medien oft präsent sind und mal mehr, mal weniger differenziert diskutiert werden (vgl. Bodmer 2009: 7). Menschen erwerben im Laufe ihres Lebens ihre eigenen Einstellungen zur Sexualität. Diese sind geprägt von sexuellen Erlebnissen, Beziehungserfahrungen wie auch von Werten und Botschaften durch die Eltern und das Umfeld, in dem die Menschen leben (vgl. Gnielka 2008: 13). Das Thema Sexualität und unser Umgang damit unterliegen somit immer auch dem Einfluss gesellschaftlichen Wandels. In den Gesellschaften im deutschen Sprachraum Europas, die hier fokussiert werden, befinden sich Familie, Liebesbeziehungen, Sexualität und Moral seit dem letzten Jahrhundert in einer Phase des rasanten Umbruchs (vgl. Schmidt 2004: 11). Auf diese Entwicklung soll in

der vorliegenden Masterthesis, die in Form einer Literaturlarbeit verfasst wird, eingegangen werden.

Komplexe Zusammenhänge zwischen Kultur und Sexualität können einerseits mittels eines ethnografischen oder andererseits mittels eines sozialhistorischen Ansatzes untersucht werden. Bei einem ethnografischen Ansatz werden sexuelle Gewohnheiten und Normen von verschiedenen Kulturen, sozialen Gruppen oder sozialen Milieus untersucht. Beim zweiten Ansatz, der in dieser vorliegenden Arbeit angewendet wird, werden die Veränderungen der Sexualität im Zeitfluss *einer* Gesellschaft oder Kultur betrachtet (vgl. ebd.). So soll in der vorliegenden Arbeit ein Themenkreis aus dem Teilgebiet der Sozialen Arbeit sozialhistorisch betrachtet werden. Dabei werden der momentane Stand der Forschungsliteratur zum Thema Sexualität, Sexualmoral und Sexualgeschichte aufgearbeitet und eigenständig markante Entwicklungsschritte der Sexualmoral im deutschen Sprachraum vom späten 19. Jahrhundert bis heute herausgearbeitet. Weil es bereits zahlreiches Material zur Thematik gibt, erachtet es die Autorin als sinnvoller, anstelle einer weiteren empirischen Studie die verschiedenen theoretischen und empirischen Ergebnisse zu vergleichen und zusammenzufassen, um nicht nochmals die bereits existierenden Ergebnisse zu bestätigen, sondern aus den vorhandenen Daten Schlussfolgerungen für die Soziale Arbeit ziehen. Neue empirische Studien sind für die Profession der Sozialen Arbeit bedeutsam, jedoch erachtet es die Autorin als ebenso wichtig, nicht nur Neues zu produzieren, sondern in der Sozialen Arbeit fähig zu sein, bisher Vorhandenes zu verwenden, zu verknüpfen, zu nutzen und disziplinübergreifend zusammenzufügen sowie nützlich für die Praxis zu machen. Dies wird in der vorliegenden Arbeit angestrebt. Aus diesem Grund soll die These überprüft werden, inwiefern die damalige Sexualmoral des späten 19. Jahrhunderts bis heute Einfluss auf sexualmoralische Vorstellungen hat. Die Ergebnisse werden mithilfe der beiden Denkschulen *Konstruktivismus* und *Soziobiologie* ausgewertet und Anregungen zur Gestaltung der Praxis der Sozialen Arbeit damit theoretisch untermauert. Daraus ergeben sich folgende Fragestellungen:

Hauptfragestellung: *Wie hat sich die Sexualmoral im deutschen Sprachraum vom späten 19. Jahrhundert bis heute entwickelt und welche Konsequenzen entstehen daraus für die Soziale Arbeit mit Mädchen im Adoleszenzalter bezüglich deren Geschlechtsidentitätsentwicklung?*

Unterfragestellungen:

- *Was versteht man unter Adoleszenz, Geschlechtsidentitätsentwicklung und Sexualität / Sexualmoral (Kapitel 2)?*

- *Welche Entwicklungen, Unterschiede und Parallelen der Sexualmoral des späten 19. Jahrhundert und heutiger sexualmoralischer Vorstellungen können festgestellt werden (Kapitel 3)?*
- *Welche Erklärungen liefern der Konstruktivismus und die Soziobiologie zu den Entwicklungen, Unterschieden und Parallelen (Kapitel 4)?*
- *Wie kann die Entwicklung kritisch reflektiert werden (Kapitel 5) und welche Konsequenzen entstehen daraus für die Soziale Arbeit mit Mädchen im Adoleszenzalter bei der Geschlechtsidentitätsentwicklung (Kapitel 6)?*

Beim Beantworten der Fragen geht es darum, eine Entwicklung zu untersuchen, und nicht einen direkten Vergleich der damaligen und heutigen Sexualmoral zu machen. Von Interesse ist, ob es Einflüsse der früheren bürgerlichen Sexualmoral auf heutige sexualmoralische Vorstellungen gibt, welche Unterschiede und Veränderungen auszumachen sind und ob sich eine Kontinuität feststellen lässt. Als grundsätzliche Menschenbilder gelten in der vorliegenden Arbeit die Leitlinien des Berufskodex von Avenir Social, dass alle Menschen ein Anrecht auf die Befriedigung existentieller Bedürfnisse, auf Integrität und Integration in ein soziales Umfeld haben sowie dass für ein erfülltes Menschsein eine gegenseitig respektierende Anerkennung notwendig ist (vgl. Avenir Social 2010: 6). Der Grundsatz der Ermächtigung gilt als Zentralwert: Individuen sollen ihre Stärken entwickeln und zur Wahrung ihrer Rechte befähigt und ermächtigt werden (vgl. ebd.: 9).

Wird in einer wissenschaftlichen Arbeit ein Thema aufgearbeitet, muss zwingend eine Auswahl getroffen werden, sei dies ein Schwerpunkt der Thematik sowie auch eine Auswahl an zitierten Autor/-innen, Theorien und Forschungsstudien. Von allen gegebenen und zugänglichen Quellen wird nur ein ausgewählter Teil beachtet und verarbeitet, was mit dem Begriff *Selektion* beschrieben werden kann. Auf der Basis der vorhandenen Informationen werden unbewusst Schlüsse auf weitere Eigenschaften des Wahrnehmungsobjekts gezogen, was eine Schlussfolgerung respektive eine *Inferenz* genannt wird. Oftmals ziehen wir Menschen im Alltag aufgrund einer unvollständigen Basis Schlüsse. Bei Kategorisierungsprozessen treten genau diese Prozesse von Selektionen und Inferenzen auf, was zur *Akzentuierung* führt, also zur Betonung von Unterschieden (vgl. Steins 2008: 24). Diese Prozesse der Selektion und Inferenz mit einer anschließenden Akzentuierung können beispielsweise bei der Verfassung einer wissenschaftlichen Arbeit wie auch bei der Wahrnehmung eines Menschen als Frau oder Mann in Alltag und Wissenschaft auftreten. Aus diesem Grund haben wir es in der vorliegenden Arbeit mit einer doppelten Gefahr der Kategorisierung zu tun: Einerseits stehen und fallen die Erfolge von wissenschaftlichen Arbeiten grundsätzlich an der Fähigkeit, eine sinnvolle Selektion an Material und Literatur zu treffen und Schlüsse aufgrund einer

möglichst vollständigen Basis zu ziehen, um Kategorisierungen zu vermeiden. Hinzu kommt jedoch bei dieser Arbeit die spezifische Themenwahl im Bereich Sexualität, welche prädestiniert für Kategorisierungen und das Verfestigen von vorgefassten Meinungen ist. Aus diesem Grund verfolgt die Autorin mit der vorliegenden Arbeit mehrere Ziele: Erstens gilt es, die oben hergeleiteten Fragestellungen zu beantworten. Zweitens soll eine reflexive, Kategorisierung-vermeidende, offene, unvoreingenommene und kritische Haltung eingenommen werden. Und Drittens sollen herkömmliche Vorstellungen in heutiger Zeit zum Thema Sexualität hinterfragt werden. So gilt es als Nebenprodukt herauszufinden, ob die Entwicklung der Sexualmoral den heutigen landläufigen Vorstellungen tatsächlich entspricht.

Bei der Beantwortung der Fragestellungen sowie beim Anspruch, eine Kategorisierung-vermeidende Haltung einzunehmen, stellen sich die verschiedenen Ansichten, Auffassungen und auch Widersprüche der Theoretiker/-innen als besondere Herausforderungen dar. Werden historische Themen bearbeitet, steht man nicht selten vor der Aufgabe, sich zu entscheiden, welchem Theoriestrang man folgen will respektive ob und welche weitere Sichtweisen zusätzlich herangezogen werden sollen und können.

Zu Beginn der Arbeit werden wichtige Schlüsselbegriffe definiert (Kapitel 2). In diesem Kapitel werden zwei gegenteilige Ansichten über die Sexualmoral vor dem 19. Jahrhundert im Sinne eines kurzen geschichtlichen Abrisses dargestellt (Kapitel 2.3). So wird beispielsweise das Verhalten der Menschen im Mittelalter bezüglich Sexualität und Beziehungen von den einen Soziolog/-innen tendenziell als „primitives“, affektgesteuertes Verhalten dargestellt (Norbert Elias und seine Schule, Kapitel 2.3), andere Theoretiker/-innen widersprechen dem jedoch vehement (Hans Peter Duerr und seine Schule, Kapitel 2.3). Ebenso gibt es bei der historischen Betrachtung der Sexualmoral im 19. Jahrhundert, welche den Schwerpunkt dieser Arbeit darstellt, komplett unterschiedliche Ansichten. Diejenigen von Vertreter/-innen der Repressionsthese (Kapitel 3.1.1), von Freud (Kapitel 3.1.2) und von Foucault (Kapitel 3.1.3) werden in der vorliegenden Arbeit erörtert, weil sie die in der Literatur gängigen gegenteiligen Sichtweisen der Sexualmoral der damaligen Zeit darstellen.

Die unterschiedlichen Ansichten zu dieser Thematik ziehen sich bis heute durch. So gibt es auch gravierende Unterschiede, wie die heutigen sexualmoralischen Vorstellungen theoretisch betrachtet werden, beispielsweise von der Ansicht, dass weiterhin rollengesteuerte Beziehungsformen und eine Segregation der Geschlechter existieren (Gisela Steins, Kapitel 3.3.4) bis zur Sichtweise, dass wir uns von der bürgerlichen Sexualmoral losgelöst und eine demokratische Verhandlungsmoral erlangt haben (Gunter Schmidt, Kapitel 3.3.2).

Nachdem die Entwicklung der Sexualmoral vom späten 19. Jahrhundert bis heute mit markanten Entwicklungsschritten dargestellt wurde (Kapitel 3), werden anschliessend theoreti-

sche Erklärungen der Denkschulen Konstruktivismus und Soziobiologie hinzugezogen, wobei vor allem die Theoretiker Kraus, Watzlawick respektive Kilian und Dawkins zitiert werden (Kapitel 4).

Aufgrund der Vielfalt an möglichen Sichtweisen ist es der Autorin wichtig zu betonen, dass bei der vorliegenden Arbeit nicht der Anspruch erhoben wird, einen kompletten, vollständigen Überblick über die gesamten Sichtweisen bezüglich Sexualmoral vom 19. Jahrhundert bis zur heutigen Zeit darzustellen. Vielmehr wurde Wert darauf gelegt, die jeweils bedeutendsten Theoriestränge zu berücksichtigen, die wesentlichen Erkenntnisse heraus zu kristallisieren und an keiner Stelle der Arbeit eine einseitige, kategorisierende Sichtweise einzunehmen, auch wenn dadurch in Kauf genommen wird, dass der Leser oder die Leserin sich teilweise die Frage stellen wird, wie sich denn die Geschichte *tatsächlich* zugetragen hat oder welche Sichtweise nun „die Richtige“ ist. Aus Sicht der Autorin gibt es keine „richtige“, „wahre“ Sichtweise. Es gab und gibt nur immer wieder Menschen, die sich für die Thematik der Sexualität, der Sexualmoral und das Verhalten der Menschen in den Beziehungen zwischen Mann und Frau verstärkt interessierten und sich wissenschaftlich damit befassten, wie dies auch der Anspruch der Autorin ist. Sexualität scheint bis heute ein bewegendes, aufregendes und fesselndes Thema in der Geschichte der Menschheit zu sein und immer schon gewesen zu sein. Wie sollen wir Menschen damit umgehen, welche Werte geben wir unseren Kindern weiter, wie viel Repression ist notwendig und wie viel Freiheit bezüglich Sexualität benötigen wir? Diese Fragen bewegen die Autorin und bewegten auch die in der vorliegenden Arbeit zitierten Theoretiker/-innen. Abschliessende Antworten darauf zu geben, war bisher nicht möglich, und es wäre vermessen, dies mit der vorliegenden Arbeit zu verfolgen. Was erzielt werden will, ist das Liefern von Anregungen für die Praxis der Sozialen Arbeit im Umgang mit Mädchen und jungen Frauen bezüglich Sexualität vor dem Hintergrund der sexualhistorischen Geschichte, die einerseits Fragen aufwirft, aber auch Antworten gibt und uns die Möglichkeit eröffnet, aus bisherigen Erfahrungen zu lernen und unsere Schlüsse für die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen zu ziehen. In diesem Sinne soll die Arbeit verschiedene theoretisches Wissen integrieren, reflexiv aufarbeiten (Kapitel 5) sowie einen Beitrag zur Gestaltung und Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit auf theoretischer und methodischer Ebene leisten und der Praxis Anregungen zur Gestaltung ihrer Tätigkeit mit Mädchen und jungen Frauen geben (Kapitel 6).

2. Zentrale Begriffe

Die Begriffe *Adoleszenz*, *Geschlechtsidentitätsentwicklung*, *Sexualität* und *Sexualmoral* werden in der vorliegenden Arbeit zentral verwendet. Aus diesem Grund wird in den folgenden drei Unterkapiteln definiert, was darunter verstanden wird.

2.1 Adoleszenz

Der Begriff *Adoleszenz* wird im deutschen Sprachraum vorwiegend als wissenschaftlicher Begriff verwendet, im Gegensatz zum anglophonen Sprachraum, wo er als Alltagsbegriff gilt. Er grenzt sich ab von den Begriffen *Pubertät* und *Jugend*, die auch oft in Zusammenhang mit der Lebensphase des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsenenalter verwendet werden. Der Begriff *Pubertät* wird mehrheitlich in der Biologie in Zusammenhang mit körperlichen Veränderungs- und Reifungsprozessen verwendet und bezeichnet einen Prozess, der - besonders bei Mädchen - bereits in der Kindheit beginnt (vgl. Wischmann 2010: 32f.). Der *Jugend*begriff hingegen, mit dem sich insbesondere der Sozialwissenschaftler Klaus Hurrelmann auseinandergesetzt hat, fokussiert soziologische Entwicklungsphasen, bezieht sich also vor allem auf Aspekte der Sozialisation (vgl. ebd.: 36). Um einen Begriff zu verwenden, der sowohl individuelle wie auch soziale Aspekte berücksichtigt, wird im Folgenden von *Adoleszenz* gesprochen, wenn die Lebensphase des Übergangs von Kindheit zum Erwachsenenalter gemeint ist.

In dieser Zeit werden Emanzipationsprozesse und der Aufbau der Identität zentral. Es finden Trennungsvorgänge von den Eltern statt und die Adoleszenten stehen vor der Aufgabe, den kindlichen Körper aufzugeben, um zu einem erwachsenen Körper zu finden. Diesen Entwicklungsprozess zu bewältigen, stellt einen Balanceakt mit vielen Entwicklungsaufgaben dar (vgl. Hauser / Schambeck 2010: 7-9). Die Integration der körperlichen Veränderungen respektive das Akzeptieren des körperlichen Erwachsenwerdens und die Erlangung einer reifen Sexualität sind zentrale Entwicklungsaufgaben. Dabei setzen sich die Adoleszenten mit Identitätsfragen - *Wer bin ich?* -, Ursprungsfragen - *Woher komme ich?* - und Fragen zum Selbstentwurf - *Wer will ich sein?* - auseinander (vgl. Hauser 2010: 109). Krisen bezüglich dieser Fragen sind nicht ungewöhnlich, sie treten häufig als Anpassungsschwierigkeiten an veränderte Lebensumstände auf. Die Adoleszenten befinden sich in einem Spannungsfeld zwischen den Freiheiten der Erwachsenen, den Ansprüchen an Autonomie und Durchsetzung und gleichzeitig einer ökonomischen Abhängigkeit und einer langen Zeit beruflicher und personeller Unsicherheit (vgl. Steins 2008: 45). Treten psychische Schwierigkeiten auf, so setzen diese häufig mit Beginn der Adoleszenz ein. Verbreitet sind insbesondere Essstörungen, Identitätsstörungen, selbstverletzendes Verhalten und Konflikte in ersten Liebesbeziehungen (vgl. Rottke 2011: 80).

Auf der Suche nach Altersangaben in der Adoleszenzphase stösst man in der Literatur auf verschieden unterteilte Altersbereiche, da sich die gesamte Adoleszenz insgesamt über circa zehn Jahre erstreckt, die Entwicklungsschritte sehr heterogen sein und nicht immer klar abgegrenzt werden können (vgl. Oerter / Dreher 2002: 259). Das Standardwerk *Entwicklungspsychologie* von Oerter / Montada (2002) macht eine differenzierte Einteilung in drei Adoleszenzphasen und unterscheidet zwischen früher Kindheit und Kindheit bis zum zehnten Lebensjahr sowie Adoleszenz zwischen dem elften und dem einundzwanzigsten Lebensjahr (vgl. ebd.):

- frühe Adoleszenz: zwischen 11 und 14 Jahren
- mittlere Adoleszenz: zwischen 15 und 17 Jahren
- späte Adoleszenz: zwischen 18 und 21 Jahren

In der vorliegenden Arbeit wird diese Definition verwendet. Wenn also Adoleszente genannt werden, sind Jugendliche zwischen 11 und 21 Jahren gemeint. Bei der Erörterung der sexualmoralischen Vorstellungen der verschiedenen Zeitspannen ab Kapitel 3 wird der Fokus auf erwachsene Menschen zu Zeiten des Bürgertums bis heute gelegt, und nur vereinzelt auf Adoleszente eingegangen. Erst gegen Ende der Arbeit wird die Zielgruppe der Sozialen Arbeit auf Mädchen und junge Frauen im Adoleszenzalter eingegrenzt, mehrheitlich in Kapitel 6, wenn Konsequenzen für die Soziale Arbeit aus den gewonnenen Erkenntnissen erarbeitet werden.

2.2 Geschlechtsidentitätsentwicklung

Der Begriff *Geschlechtsidentität* bezeichnet einen subjektiven innerpsychischen Entwurf der eigenen Weiblichkeit resp. Männlichkeit (vgl. Hauser 2010: 109), also ob man als männlicher oder weiblicher Mensch geboren wurde. Er ist untrennbar mit den eigenen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit verknüpft (vgl. Steins 2008: 14).

Adoleszente arbeiten an der Ausgestaltung ihrer Geschlechtsrollen. Die Herausforderung hierbei ist es, das eigene körperliche Geschlecht anzunehmen. Wird dieses abgelehnt, entsteht zwischen dem Selbsterleben und der sozial zugeschriebenen Geschlechtszuschreibung eine Diskrepanz, die zu krisenhaften Situationen mit problematischen Geschlechtsidentitätsentwicklungen führen kann (vgl. Hauser 2010: 109). Wird ein anhaltendes, tiefgreifendes Unbehagen im angeborenen Geschlecht kombiniert mit einem starken und andauernden Zugehörigkeitsgefühl zum anderen Geschlecht erlebt, spricht man laut der aktuellen vierten Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM IV) von einer Störung der Geschlechtsidentität. Das Geburtsgeschlecht wird abgelehnt und der Wunsch, soweit als möglich die körperliche Erscheinungsform sowie die geschlechtliche und soziale Rolle des anderen Geschlechts anzunehmen, manifestiert sich (vgl. ebd.: 113f.).

Der Begriff Geschlechtsidentität wird von der Soziologie und dem Feminismus zunehmend durch das englische *Gender* ersetzt. Dieser Begriff ordnet die Bedeutung der Körperlichkeit

der Machtstellung sozialer Konstruktionen unter (vgl. Dammasch / Metzger / Teising 2009: 10). Anders gesagt wird beim Begriff Gender das biologische Geschlecht untrennbar mit einer sozialen Kategorie verknüpft (vgl. Steins 2008: 27), die soziale Seite des Geschlechts einer Person wird also fokussiert. Um bei einer neutralen Definition zu bleiben, die das biologische Geschlecht nicht ausschliesst, wird in der vorliegenden Arbeit der Begriff Geschlechtsidentität wie oben beschrieben verwendet.

2.3 Sexualität und Sexualmoral – ein kurzer Abriss

Der Begriff *Sexualität* wird erst seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Umgangssprache verwendet, in der Fachsprache seit Anfang des 19. Jahrhunderts als Ableitung von „sexual“ beziehungsweise „sexuell“. Anfangs stand er für „Geschlecht“, „Geschlechtsleben“ und die „Gesamtheit der geschlechtlichen Lebensäusserungen“. Seither wurden verschiedene mehr oder weniger wirkungsmächtige Begriffe mit Sexualität konnotiert, so beispielsweise „Sexualtrieb“, „Beherrschung“, „Höhepunkt“ oder „Befriedigung“. Sexualität stellt jedoch grundsätzlich ein vielschichtigeres Phänomen dar, das alle mit dem Geschlechtsleben zusammenhängenden Erscheinungen einschliesst (vgl. Eder 2009: 15). Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) definierte 1994 den Begriff Sexualität folgendermassen:

Sexualität ist ein existenzielles Grundbedürfnis des Menschen und ein zentraler Bestandteil seiner Identität und Persönlichkeitsentwicklung. Sexualität umfasst sowohl biologische als auch psychosoziale und emotionale Tatbestände und Vorgänge. Die Ausgestaltung von Sexualität deckt ein breites Spektrum von positiven bis zu negativen Aspekten ab, von Zärtlichkeit, Geborgenheit, Lustempfinden, Befriedigung, bis hin zu Gewaltanwendung und Machtausübung. Menschen leben und erleben Sexualität unterschiedlich. Sie ist ein wichtiges Element der individuellen Lebensweise. (Schmidt / Sielert 2012: 15)

Diese Definition fokussiert die Funktionen von Sexualität, nicht jedoch die Abhängigkeit der Sexualität von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Da Sexualität nicht nur ein existenzielles Grundbedürfnis des Menschen darstellt, das biologisch bestimmt ist, muss die obenstehende Definition um den gesellschaftlichen Aspekt erweitert werden: Worauf sich das sexuelle Begehren richtet, wird von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beeinflusst. Ob Sexualität beispielsweise auch die Funktion des aneinander Bindens von Menschen übernimmt, ist von gesellschaftlich herrschenden Vorstellungen abhängig, nach denen das Zusammenleben der Menschen gestaltet wird (vgl. ebd.).

Unter dem Begriff Sexualität wird also in der vorliegenden Arbeit ein Grundbedürfnis des Menschen mit verschiedenen biologischen, psychosozialen und emotionalen Funktionen verstanden, wobei das Ausleben der Sexualität von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Vorstellungen abhängig ist. Sexualität wird damit nicht als zeitlos und kontextunabhängig verstanden, sondern als ein vielschichtiges Phänomen mit verschiedenen Erscheinungen

in Zusammenhang mit dem Geschlechtsleben. Die gesellschaftlich dominierenden Wertvorstellungen beeinflussen die Vorstellung der Menschen über Sexualität in zentraler Art und Weise.

Die Entwicklung der *Sexualmoral*, also der moralischen Vorstellungen innerhalb einer Gesellschaft über Sexualität, Schamhaftigkeit und Körperlichkeit, wird von verschiedenen Theoretiker/-innen unterschiedlich beschreiben. Darum sollen in der folgenden kurzen Zusammenfassung gegenteilige Sichtweisen berücksichtigt werden.

Zunächst wird die Sichtweise des Soziologen Norbert Elias und seiner Schule sowie der Schweizer Historikerinnen Elisabeth Joris und Heidi Witzig erörtert. Sie schildern die Entwicklung der *Sexualmoral* folgendermassen:

Im Mittelalter hatte die Eihe als Institution eine andere Bedeutung als zu Zeiten des 19. Jahrhunderts. Eheleiche und uneheliche Kinder des Mannes wurden zusammen aufgezogen, und man machte selbst vor den Kindern kein Geheimnis aus diesem Unterschied.

Die Tendenz zur Verheimlichung fehlte, es existierte noch keine strenge Beschränkung der Sexualität auf die Beziehung von *einem* Mann zu *einer* Frau. Ebenso herrschten noch keine strengen Triebregelungen und kein starker Druck gesellschaftlicher Verbote diesbezüglich (vgl. Elias 1997: 343f.). Das Schlafzimmer wurde zu Zeiten des Mittelalters nicht in dieser Art und Weise privatisiert und aus dem gesellschaftlichen Leben ausgesondert, wie dies später der Fall war. Es war üblich, in den Räumen, in denen Betten standen, Besuch zu empfangen. Viele Menschen übernachteten im gleichen Raum, in der Oberschicht der Herr mit seinem Diener, die Frau mit der Magd und in anderen Schichten häufig selbst Männer und Frauen (vgl. ebd.: 315). Wer nicht in den Kleidern schlief, zog sich völlig aus; viele schliefen komplett nackt und es war eher auffallend, wenn jemand seine Kleidung beim Schlafen anbehielt, da dies den Verdacht weckte, dass diese Person mit einem körperlichen Schaden behaftet ist. Ein weiteres Beispiel für die Unbefangenheit der damaligen Zeit war der nackte Gang zum Badhaus. Viele zogen sich zu Hause aus und liefen nackt durch die Strassen, um zum Badhaus zu gelangen. „Es ergibt sich (...) das überraschende Resultat, dass (...) der Anblick völliger Nacktheit die alltägliche Regel bis ins 16. Jahrhundert war. Jedermann entkleidete sich alle Abende gänzlich vor dem Schlafengehen, und ebenso kannte man keine Hülle in den Dampfbändern.“ (Elias 1997: 317) Im 16. Jahrhundert jedoch begann diese Unbefangenheit zu schwinden, zunächst in den oberen Schichten, und nach und nach auch in den unteren (vgl. ebd.: 316f.) Es wurde eine spezielle Nachtbekleidung entwickelt, die Sensibilität gegenüber allem, was mit dem Körper in Berührung kam, wuchs und ein Schamgefühl haftete sich an Verhaltensweisen, die bisher nicht mit solchen Gefühlen belegt waren (vgl. ebd.: 317f.). „Jener psychische Vorgang, der schon in der Bibel geschildert wird – `und sie sahen, dass sie nackt waren und schämten sich` –, ein Vorrücken der Schamgrenze,

ein Schub von Triebverhaltung wiederholt sich, wie so oft im Laufe der Geschichte, auch hier.“ (Elias 1997: 318) Die Verdrängung des Sexuellen kam mehr und mehr zum Vorschein, Triebrestraktionen auch für Männer traten im 17. Jahrhundert in den Vordergrund. Es entstand ein Zwang zu einer neuen und stärkeren Selbstdisziplinierung der Affekte für beide Geschlechter. Der Mann wusste, dass er seine Frau nicht mit Gewalt halten konnte, wenn sie einen anderen liebte, so liess er ihr oftmals die Freiheit, erwartete jedoch von ihr die gleiche Selbstbeschränkung, die er von sich selber erwartete. Es entstand eine Art gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter, bei der nach einer neuen Art des Verhaltens verlangt wurde. So gab es im 17. Jahrhundert genug Frauen, die von dieser Freiheit Gebrauch machten und die sexuellen Beziehungen nicht auf die Ehe beschränkten (vgl. ebd.: 346).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wandelten sich diese Vorstellungen. Die Sexualmoral entwickelte sich laut den Autorinnen Elisabeth Joris und Heidi Witzig vermehrt zu einer Problematisierung des Sexuellen. Es entstand im Vergleich zu den vorherigen Jahrhunderten eine strenge Disziplinierung der Sexualität. Im 19. Jahrhundert schliesslich wurden Wertvorstellungen des Bürgertums und sein Umgang mit Sexualität zentral und galten gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Verhaltensregeln. Man sprach von „unerlaubter Sexualität“. Sexualität ausserhalb des Rahmens von Ehe und Fortpflanzung war verboten (vgl. Joris / Witzig 2001: 289). Das Scham- und Peinlichkeitsgefühl war so weit fortgeschritten, dass man die Körperformen ganz verdecken musste, auch wenn man allein oder im engsten Kreis der Familie war. Peinlichkeitsempfindungen waren zum Selbstzwang geworden (vgl. Elias 1997: 319f.) Erst im 20. Jahrhundert begann eine Emanzipation und Thematisierung vorher tabuisierter Themen und das sexuelle Lustempfinden wurde zunehmend als Ziel deklariert (vgl. Joris / Witzig 2001: 290). Diese Veränderungen in den letzten Jahrhunderten waren tiefgreifend und einschneidend, wie dies folgendes Zitat von Elias beschreibt:

Erst wenn man sieht, wie selbstverständlich es dem Mittelalter erschien, dass fremde Menschen, dass Kinder und Erwachsene ihr Bett miteinander teilten, kann man ermessen, welche tiefgreifende Veränderung der zwischenmenschlichen Beziehungen und Verhaltensweisen in unserer Lebensanordnung zum Ausdruck kommt. Und man erkennt, wie wenig es sich von selbst versteht, dass Bett und Körper psychische Gefahrenzonen so hohen Grades bilden, wie in der bisher letzten Phase der Zivilisation. (Elias 1997: 323)

Das Schamempfinden begann sich beträchtlich zu verstärken und Sexualität wurde immer mehr auf die gesellschaftlich legitimierte Ehe beschränkt (vgl. ebd.: 351f.). „Die halbe oder ganze Legitimierung anderer Beziehungen durch die gesellschaftliche Meinung, sei es für den Mann, sei es auch für die Frau, die früher keineswegs fehlte, wird – mit Rückschlägen – mehr und mehr zurückgedrängt.“ (Elias 1997: 352)

Dieser historischen Schilderung der sexualmoralischen Vorstellungen aus Sicht von Elias und seiner Schule widerspricht der deutsche Professor für Ethnologie und Kulturgeschichte Hans Peter Duerr. Er beschreibt in seinem Werk *Nacktheit und Scham – Der Mythos vom Zivilisationsprozess* (1988) eine gegenteilige Sichtweise und widerspricht der Auffassung, dass Nacktheit, Sexualität, Körpergeräusche, Körpergeruch und dergleichen im Mittelalter öffentlicher und weniger schambesetzt waren (vgl. Duerr 1988: 9). Laut Duerrs Ausführungen gab es beispielsweise in den meisten Bädern im Mittelalter eine Geschlechtertrennung. Verstieß man gegen diese Ordnung, musste man Bussen bezahlen oder wurde der Stadt verwiesen (vgl. Duerr 1988: 38f.). Im späten Mittelalter wurden diese Strafen verschärft, so dass ein Mann ein Kapitalverbrechen beging, wenn er das Bad an dem Tag betrat, der den Frauen vorbehalten war (vgl. ebd.: 40).

Laut Duerr gab es durchaus gemeinsame Badestuben, jedoch waren diese nur notdürftig beleuchtet und man war selten nackt darin respektive bedeckte seine Genitalien (vgl. ebd.: 43f.). Oder aber man begab sich in sogenannte Badebordelle, die im Mittelalter immer populärer wurden (vgl. ebd.: 55). Bilder dieser Badeanstalten führten laut Duerr dazu, dass man heute den Eindruck hat, dass Nacktheit und Sexualität öffentlicher gelebt wurden, als dies eigentlich der Fall war. Dabei entsprechen diese Badebordelle laut Duerr den heutigen erotischen Massagesalons, während die „ehrbaren“ Badestuben heutigen städtischen Hallenbädern entsprechen. Darum stellt er die These auf, dass Elias – wie auch viele andere Kulturhistoriker/-innen – den Bordellbetrieb der mittelalterlichen Badepuffs mit den Zuständen in den Badestuben verwechselte (vgl. ebd.: 58). Des Weiteren führt Duerr aus, dass Männer und Frauen im Mittelalter in den Schlafräumen häufig ähnlich wie im Bad bekleidet waren, nämlich mit Unterhose oder Hemd. Selbst auf dem Lande schlief man in Unterkleidung (vgl. ebd.: 179). Knaben und Mädchen wurden davor gewarnt, mit Familienangehörigen des anderen Geschlechts in einem Bett zu schlafen (vgl. ebd.: 197). Anhand dieser und weiteren Ausführungen¹ kommt Duerr zum Schluss, dass Nacktheit und Scham im Mittelalter eng miteinander verbunden waren. Er schlussfolgert, dass die Scham zum Wesen des Menschen gehört und keine historische Zufälligkeit ist (vgl. ebd.: 335).

¹ Weitere Argumente für seine Sichtweise finden sich in dem Werk *Nacktheit und Scham – Der Mythos vom Zivilisationsprozess* (1988) von Hans Peter Duerr.

3. Entwicklung der Sexualmoral vom späten 19. Jahrhundert bis heute

In Kapitel 2.3. wurde ein kurzer geschichtlicher Abriss der Entwicklung der Sexualmoral in den letzten Jahrhunderten erläutert, um einen Überblick über die Ansichten in der Zeit bis zur sogenannten „Bürgerlichen Sexualmoral“ zu erhalten. In diesem Kapitel 3, das als Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit gilt, werden nun die Entwicklung der Sexualmoral vom späten 19. Jahrhundert bis zur heutigen Zeit fokussiert und markante Entwicklungsschritte während dieser Zeitspanne ausgemacht. Dabei sollen verschiedene Ansichten berücksichtigt werden, die von Leuten vertreten werden, welche rückblickend die damalige Zeit im Sinne einer Historiographie der Sexualität beschreiben (vgl. Eder 2009: 10). Dies sind Vertreter/-innen der Repressionsthese (Kapitel 3.1.1) und die von Michel Foucault geprägte Sichtweise auf die damalige Sexualmoral des Bürgertums (Kapitel 3.1.3). Zudem wird die Ansicht des Zeitgenossen Sigmund Freuds erläutert, der die Zeit damals als repressiv erlebte, und dieses Zeitalter nicht wie Foucault als eine Zeit der Produktion der Sexualität schildert. Somit kann er in die Reihe derjenigen eingegliedert werden, die dieses Zeitalter als Zeit der Unterdrückung schildern. Er begann jedoch gegen die Tabuisierung der Sexualität einzustehen und zur Aufklärung der damaligen Bürger/-innen einen entscheidenden Schritt beizutragen. Darum werden seine Auffassung über die Sexualmoral von damals und seine wesentlichen Beiträge zur Enttabuisierung in einem eigenen Unterkapitel (Kapitel 3.1.2) geschildert.

3.1 Bürgerliche Sexualmoral im späten 19. Jahrhundert

Will man bürgerliche Sexualmoralvorstellungen betrachten, ist zunächst der Begriff des Bürgertums zentral. Diejenigen, die sich im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Bürger/-innen wahrnahmen, verfügten mehrheitlich über ein Gefühl moralischer Überlegenheit gegenüber der Aristokratie sowie gegenüber der Arbeiterklasse respektive den Unterschichten. Als Ideal dieser bürgerlichen Schichten galt die Monogamie (vgl. Muchembled 2008: 212f.), welche biologisch gesehen das System einer lebenslangen exklusiven Fortpflanzungsgemeinschaft bezeichnet. Soziologisch bezeichnet die Monogamie eine soziale Form des Zusammenlebens, bei der keine Sexualkontakte ausserhalb der Partnerschaft ausgelebt werden. Das Gegenteil, die Promiskuität, basiert auf Kopulationen mit häufig wechselnden Sexualpartner/-innen ohne langfristige Beziehungen (vgl. Kilian 2009: 83-85). Man musste in die bürgerliche Schicht nicht nur eingeboren werden, sondern es galt auch, Anerkennung als Mitglied dieser sozialen Schicht zu erlangen. Dies gelang innerhalb wie auch ausserhalb der Familie, indem man mit Selbstkontrolle die öffentliche und die private soziale Rolle beherrschte. Individualität, verbunden mit einer hohen Kontrolle der eigenen Affekte, um das von anderen erwartete Verhalten zu zeigen, wurden stark betont (vgl. Muchembled 2008: 212f.). Damit sollte nach der damaligen Auffassung verhindert werden, dass

man in einen anarchischen, triebhaften Naturzustand zurückfällt (vgl. Joris / Witzig 2001: 290).

3.1.1 Die Repressionsthese – rückblickend war die Zeit von Unterdrückung geprägt

Die Repressionsthese besagt, dass die Zeit des Bürgertums von Repression und Unterdrückung geprägt war. Diese Ansicht verfestigte sich rückblickend bei vielen der heutigen Historiker/-innen oder Soziolog/-innen, die sich mit der damaligen Sexualmoral befassten und der Auffassung sind, dass damals bezüglich Sexualität vorwiegend Repression herrschte. Aus diesem Grund wird in diesem Kapitel Sekundärliteratur von Wissenschaftler/-innen wie Muchembled, Elias und Joris / Witzig verwendet, welche die damalige Zeit mit dem heutigen Blickwinkel einer Zeit der Unterdrückung der Sexualmoral schildern.

Diese Autor/-innen, die hier als Vertreter/-innen der Repressionsthese fungieren, sprechen von einer Verleugnung und Unterdrückung des Sexualtriebs und einem 19. Jahrhundert, das von Prüderie und einem Mantel des Schweigens geprägt war. Frauen galten damals laut dieser These als Opfer bürgerlicher Sexualmoral; ihre sexuellen Begierden wurden grundsätzlich negiert. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer bürgerlichen Doppelmoral, weil es für Männer möglich war, unter der prüden Oberfläche die sexuellen Begierden entweder mit ihren Ehefrauen oder auch mit Mätressen, Prostituierten und Pornographie zu befriedigen. Die Doppelmoral und Repression gelten als Ursachen vieler psychischer Krankheiten insbesondere von Frauen im 19. Jahrhundert (vgl. Eder 2009: 11f.).

Robert Muchembled, Professor für Moderne Geschichte an der Université de Paris XIII, beschreibt die Zeit zwischen 1800 und 1960 als ein Zeitalter, in dem die Unterdrückung der Sexualität den gesamten Alltag durchdringt (vgl. Muchembled 2008: 218). Er ist der Meinung, dass sich seit dem 16. Jahrhundert eine massive Repression der körperlichen Gelüste durchgesetzt hat. Diese Entwicklung scheint seiner Meinung nach erst seit den 1960er Jahren wieder rückläufig zu sein (vgl. ebd.: 14). Muchembled erläutert, dass die Scham im 19. Jahrhundert eine andere Bedeutung erhielt, als dies früher der Fall war, in der man beispielsweise noch nackt in Flüssen badete. Damit schliesst er sich den zuvor ausgeführten Ansichten von Elias an. Auf einmal wurde laut Muchembled der Anblick von nackter Haut als schockierend betrachtet. Nacktheit gehörte hinter verschlossene Türen und Fenster. Diese Norm galt insbesondere für Männer im Umgang mit Frauen, wie dies folgendes Beispiel eines Webers verdeutlicht, der klagte, dass er es nicht ertragen könne, seine junge Nachbarin in ihrem Zimmer ohne Vorhänge und Fensterläden zu sehen und zu beobachten, wie sich unter ihrem Hemd die Brüste abzeichneten (vgl. ebd.: 218). „Ich war derartig entsetzt, dass ich einen Augenblick daran dachte, die Klappläden zu schliessen.“ (Muchembled 2008: 218) Diese Aussage widerspiegelt die damals herrschende Norm in Zusammenhang mit Nacktheit und Scham.

Elias kann somit ebenfalls zu den Vertreter/-innen der Repressionsthese gezählt werden. Er beschreibt das 19. Jahrhundert als eine Zeit, in der Scham-, Angst-, Peinlichkeits- und Schuldgefühle „gezüchtet“ wurden, um ein Verhalten zu zeigen, das dem gesellschaftlichen Standard gemäss ist. Die Notwendigkeit, „Scheu vor diesen Dingen“, also vor der Sexualität, zu entwickeln, stand laut Elias im Vordergrund. Diese gesellschaftliche Entwicklung führte die einzelnen Menschen oftmals in eine tiefe Ratlosigkeit, wie die Kinder bezüglich Sexualität erzogen werden sollen. Dabei handelt es sich laut ihm nicht um einen Einsichtsmangel oder um die Verstocktheit eines bestimmten Menschen, also nicht um ein individuelles, sondern um ein *gesellschaftliches Problem* (vgl. Elias 1997: 340f.). Selbst das Sprechen über Sexualität in Gesellschaft wurde durch eine Fülle von Regelungen und Verboten immer stärker eingeengt. Die sexuellen Funktionen sowie jede Erinnerung an sie wurden laut Elias von den Menschen mehr und mehr verborgen gehalten. Dort, wo das nicht möglich war, beispielsweise bei Eheschliessungen, wurden Scham, Peinlichkeit und Angst durch ein genau ausgearbeitetes gesellschaftliches Ritual und durch Sprechformeln bewältigt (vgl. ebd.: 354f.). Lustversprechende Triebäusserungen kämpften gegen unlustversprechende Verbote und Einschränkungen, gegen das „Unbewusste“. Das Bewusstsein hingegen erlebte eine Spaltung, was zu einer Zwiespältigkeit des Verhaltens der Menschen führte, weil sie laut Elias gesellschaftlich dazu gezwungen wurden (vgl. ebd.: 355f.).

Die beiden Schweizer Historikerinnen Elisabeth Joris und Heidi Witzig, welche sich auf Geschlechtergeschichte spezialisiert haben, vertreten ebenfalls die These, dass die bürgerliche Sexualmoral Ende des 19. Jahrhunderts von Repression und geprägt war und Sexualität mit etwas Widerwärtigem, Abstossenden und zugleich Mysteriösen konnotiert wurde. Andere Vorstellungen betreffend Sexualität herrschten laut den Autorinnen in den städtischen und ländlichen Unterschichten. Die Verdrängung der Sexualität setzte sich dort erst mit fortschreitender Industrialisierung und Urbanisierung durch (vgl. Joris / Witzig 2001: 291). Alles, was an das Verhältnis zwischen Frau und Mann, an menschliche Körper und an seine Funktionen erinnerte, wurde in bürgerlichen Bevölkerungsschichten versteckt. Diesbezüglich sprechen Joris / Witzig von einer starken und immer vollkommener werdenden Intimisierung der Sexualität. Auch sie sprechen – wie zuvor Elias – von einer Spaltung zwischen einer gesellschaftlich sichtbaren und einer gesellschaftlich verdrängten Seite im Leben der Menschen². Sie gehen so weit, dass sie das 19. Jahrhundert als eine Zeit beschreiben, in der ein Menschen- und Weltbild ohne das Sexuelle als integrierter Kulturfaktor vorherrschend war.

² Damit ist der Schnitt zwischen der Seite des menschlichen Lebens, das öffentlich sichtbar sein darf, und jener, die intim und geheim bleiben muss, gemeint. So entstehen immer mehr eine intime und eine öffentliche Sphäre, ein heimliches und ein öffentliches Verhalten, wobei diese Spaltung für die Menschen selbstverständlich und zur zwingenden Gewohnheit wird, so dass sie ihnen selbst kaum noch bewusst ist (vgl. Elias 1997: 354f.).

Die Vorstellungen über Liebe, Ehe und Sexualität wurden einer höheren, göttlichen Vernunft untergeordnet (vgl. ebd.: 291f.).

Die Autorinnen beschreiben in ihrem Werk *Frauengeschichte(n)* (2001) die bürgerliche Sexualmoral als eine Wertvorstellung, bei der Sexualität für Mann und Frau auf die gesellschaftlich legitimierte Ehe beschränkt sein sollte und weitgehend der Fortpflanzung gleichgesetzt wurde. Zweck der Ehe war es, Kinder zu bekommen, womit nur ein Minimum an sexuellen Aktivitäten als nötig und Erotik, Sinnlichkeit, Berührungen usw. als überflüssig erachtet wurden. Diese Verdrängung von Letztgenanntem prägte laut den Autor/-innen die sexuellen Beziehungen zwischen den Geschlechtern im bürgerlichen Milieu tiefgehend und führte zu der Vorstellung, dass Sexualität etwas anarchisches, destruktives und triebgesteuertes darstellt, was es wiederum möglichst zu vermeiden galt respektive nur im engen, privaten Kreis der Ehe gelebt werden durfte. Sexuelle Verausgabung wurde als Wurzel der Leistungsunfähigkeit und als lebensgefährliche Krankheit betrachtet (vgl. ebd.: 290). Sexualität auf die Ehe beschränkt galt damit laut Joris / Witzig als universelles, allgemeingültiges und einzig natürliches Ideal und forderte die Einheit von Sexualität, Liebe, Ehe und Fortpflanzung. Wurde ein Modell gelebt, bei dem eines dieser vier Elemente fehlte, konnte nicht mit gesellschaftlicher Anerkennung gerechnet werden. Andere Formen wie Homosexualität, Jugendsexualität respektive Sexualität ohne Fortpflanzung, freie Liebe, vor- oder aussereheliche Sexualbeziehungen, Prostitution und Selbstbefriedigung galten als Phänomene, die der Natur widersprachen. Dementsprechend wurden sie auch bekämpft und kriminalisiert (vgl. ebd.).

Von den Frauen wurde des Weiteren Keuschheit, sexuelle Unwissenheit und Jungfräulichkeit bis zur Ehe gefordert. Sie sollten als asexuelle und unschuldige Geschöpfe für den bürgerlichen Mann einen geheimnisvollen Reiz haben, sexuell passiv und dulddend bis hin zu frigide und sexuell gefühllos sein. Der Mann hingegen, der laut der Repressionsthese nach den damaligen Vorstellungen einen intensiveren Geschlechtstrieb als die Frau hatte, sexuell aktiv und fordernd war, sollte von der Frau gezügelt werden (vgl. ebd.: 291). Der Lustaspekt der Sexualität wurde laut den Autorinnen in der gesamten damaligen sexuellen Aufklärungsliteratur verschwiegen. Auch in den Handbüchern für Eheleute wurde dem ein geringer Wert beigemessen (vgl. ebd.: 290). Um die bürgerlichen Ideologien betreffend männlich-weiblicher Rollentrennung, Sexualität und Familie zu verbreiten und auch bei den Unterschichten durchzusetzen, wurden zusätzlich zur Aufklärungsliteratur und zu den Handbüchern für Eheleute sogenannte Sittlichkeitsvereine eingeführt. Das Vermitteln von bürgerlichen Werten und Normen wirkte laut den Autorinnen bis zum 2. Weltkrieg in weiten Bevölkerungskreisen fort (vgl. ebd.: 291). Allerdings stellten die bürgerlichen Rollenmodelle die Arbeiterbevölkerung vor gewisse Probleme, da der Lohn des Mannes bei dieser Bevölkerungsschicht kaum ausreichte, um die wichtigsten Grundbedürfnisse zu befriedigen. Nichtsdestotrotz übte das bürgerliche Rollenmodell offensichtlich auch auf nichtbürgerliche Schichten eine grosse Faszination aus.

nation aus und vor allem besserverdienende Facharbeiter sowie Angestellte versuchten dieses zu kopieren. Doch selbst bei Arbeiterfamilien, in denen beide Elternteile ausserhalb des Haushaltes arbeiteten, behielt der Mann eine dominierende Stellung gegenüber der Frau (vgl. Frevert 1990: 37). Der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl hielt beispielsweise 1854 folgendes fest: „In der Last der Arbeit steht die Bäuerin dem Bauern gleich, in der Zucht des Hauses ist sie ihm am gründlichsten untertan.“ (Frevert 1990: 37) Unterwerfung unter den Willen des Mannes sowie Aufopferung für die Familie waren somit laut der Repressionsthese sowohl in bürgerlichen Familien wie auch in Arbeiterfamilien üblich und gelten als Merkmale weiblicher Identität der damaligen Zeit, wie dies in einer Gewerkschaftsbroschüre aus dem Jahre 1908 folgendermassen beschrieben wird:

In der Arbeiterfamilie ist es nun einmal so: Der Mann (...) bekommt von der vorhandenen Nahrung den grössten Anteil, auch die Kinder erhalten so viel wie möglich. Übrig bleibt in den meisten Fällen die Mutter; sie begnügt sich mit Schmecken, wenn zu wenig da ist, und lebt von Brot, Kaffee und Kartoffeln. Die Frau des Arbeiters bringt sich der Familie täglich zum Opfer. Wenn alle nicht mehr rufen, dann ist sie zufrieden, wenn sie auch hungert. (Frevert 1990: 28)

3.1.2 Die Repressionsthese - Freud als ein Zeitgenosse, der die Zeit als repressiv erlebt, jedoch die moralischen Vorstellungen in Frage zu stellen begann

Die Unterwerfung unter den Mann und Aufopferung der Frau für die Familie sehen die im letzten Kapitel zitierten Autor/-innen als übliche damalige Haltung und Folge der Repression. Ein wichtiger Akteur der damaligen Zeit, der die Zeit zwar ebenfalls als repressiv schildert, jedoch die moralischen Vorstellungen in Frage zu stellen begann und erste Schritte zur Aufklärung der Menschen bezüglich Geschlechterunterdrückung ging, war Sigmund Freud. Freud verfasste mit der Schrift *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) einen Angriff auf die damaligen moralischen Vorstellungen. Er bezeichnete die damalige Auffassung der Sexualität als biologistisch und plump materialistisch, als eine Sexualität, die von einem naturgegebenen Instinkt ausgeht, welcher zur Fortpflanzung führt (vgl. Bayer / Lohmann 2010: 164f.). Zugleich forderte er einen aufrichtigeren Umgang mit der Thematik: „Gegenwärtig sind wir in Sachen der Sexualität samt und sonders Heuchler, Kranke wie Gesunde. Es wird uns zur zugutekommen, wenn im Gefolge der allgemeinen Aufrichtigkeit ein gewisses Mass von Duldung in sexuellen Dingen zur Geltung gelangt.“ (Freud 1898: 18) Zum Thema Sexualität von jungen Mädchen und Frauen äusserte sich Freud in seinen Schriften folgendermassen: Seiner Ansicht nach wurden junge Mädchen systematisch zur Unterdrückung ihres Sexuallebens erzogen (vgl. ebd.: 17). Die Entwicklung der sogenannten Sexualitätshemmungen³ und die Internalisierung von sozialen Konstruktionen wie Moral und Autorität erfolgten

³ Sexualitätshemmungen sind Scham, Ekel, Mitleid, usw. (vgl. Freud 1905: 123).

bei Mädchen frühzeitiger und gegen geringeren Widerstand als bei Knaben (vgl. Freud 1905: 123-134). Dies führte bei vielen Frauen dazu, dass Sinnlichkeit mit Verboten verknüpft wurde und diese Verknüpfung von Verbot und Sexualität nicht mehr aufgelöst werden konnte, was Freud eine „psychische Impotenz“ respektive „Frigidität“ nannte, die dann auftrat, wenn Sexualität endlich gestattet wurde, also in der Ehe (vgl. Freud 1912: 206). Beim ersten Sexualverkehr wurden in vielen Fällen aufgrund der Assoziationen mit Verboten Erwartungen der Frauen nicht erfüllt und der Geschlechtsverkehr nach wie vor als nicht erlaubt erlebt (vgl. Freud 1918: 222). Weiter führte Freud aus, dass Masturbation unter anderem bei Frauen weit häufiger ausgeübt wurde, als man gesellschaftlich annahm, sie diese jedoch mit negativen Emotionen verbanden (vgl. Freud 1898: 26). Und schliesslich bezeichnete Freud es als berechnete Anforderung, dass das „Feingefühl der Frau“ beim Geschlechtsverkehr nicht verletzt wird. Allerdings wurde dem zur damaligen Zeit laut Freud nicht gerecht (vgl. ebd.: 28). „In vielen Ehen sträubt sich die Frau wirklich regelmässig gegen die eheliche Umarmung, die ihr keine Lust und die Gefahr neuer Schwangerschaft bringt (...).“ (Freud 1908: 181)

Zur Sexualität der jungen Knaben und Männer äusserte sich Freud wie folgt: Die Sexualität der meisten Männer beinhaltet eine Aggression, eine Neigung zur Überwältigung, weil sie den Widerstand des Sexualobjektes, also in den meisten Fällen der Frau, auch noch anders als durch Akte der Werbung überwinden wollten (vgl. Freud 1905: 67). Zudem bestand das Sexualziel bei Knaben und Männern im sogenannten „Entladen der Geschlechtsprodukte“. Lust wurde also an diesen Sexualvorgang geknüpft (vgl. ebd.: 112) und eine volle Befriedigung laut Freud vor allem bei Männern höherer Gesellschaftsklasse häufig durch eine Erniedrigung des Sexualobjektes erreicht (vgl. Freud 1912: 205).

Das Verbotene im weiblichen Liebesleben setzte Freud dem Bedürfnis nach Erniedrigung des Sexualobjektes beim Mann gleich. Als Ursache dieser Phänomene betrachtete er das von der Erziehung aus kulturellen Gründen geforderte lange Aufschieben zwischen der Geschlechtsreife und der Sexualbetätigung (vgl. ebd.: 206).

Freud bemängelte, dass die Gesellschaft zu wenig Widerstand zeigte, die Väter ihre „Hochmut“ nicht überwinden und die Mütter ihre „Verschämtheit“ nicht bekämpfen würden. Er forderte, dass in der Öffentlichkeit Raum für Diskussionen der Probleme des Sexuallebens geschaffen wird, weil er es als wichtig erachtete, dass man über diese Probleme reden kann, ohne zu einem Menschen mit niedrigen Instinkten degradiert zu werden (vgl. Freud 1898: 29). So war es für ihn auch unverständlich, dass man sich überhaupt die Frage stellte, ob Kinder über Sexualität aufgeklärt werden müssen oder nicht (vgl. Freud 1907: 161), wie er dies mit folgenden Worten umschrieb:

Was will man denn erreichen, wenn man den Kindern – oder sagen wir der Jugend – solche Aufklärungen über das menschliche Geschlechtsleben vorenthält? (...) Hofft man, durch solche Verhelung den Geschlechtstrieb überhaupt zurückzuhalten bis zur Zeit, da er in die ihm von der bürgerlichen Gesellschaftsordnung allein geöffneten Bahnen einlenken kann? (...) Oder verfolgt man wirklich und ernsthaft die Absicht, dass sie späterhin alles Geschlechtliche als etwas Niedriges und Verabscheuenswertes beurteilen mögen, von dem ihre Eltern und Erzieher sie so lange als möglich fernhalten wollen? Ich weiss wirklich nicht, in welcher dieser Absichten ich das Motiv für das tatsächlich geübte Verstecken des Sexuellen vor den Kindern erblicken soll (...). (Freud 1907: 161f.)

So befürwortete Freud, dass das Sexuelle nicht länger „umschleiert“ und die Unwissenheit der Bevölkerung beseitigt werden sollten. Dabei nannte er als Beispiel das „unschuldige Mädchen“, das sich noch in der Brautnacht darüber entrüstet, dass der Mann „in sie hineinurinieren“ (vgl. Freud 1908: 183). Er proklamierte das Aufheben der „Geheimtuerei“ der Erwachsenen aus Gründen der Prüderie und des schlechten Gewissens in Sachen Sexualität (vgl. Freud 1907: 162). Weiter bemängelte er, dass zugunsten der „Bravheit“ das selbständige Denken eingedämmt wurde, was mit der „Irreführung auf sexuellem und durch Einschüchterung auf religiösem Gebiete versucht wurde.“ (Freud 1907: 165f.)

3.1.3 Die These der Produktion der Sexualität – rückblickend wurde zur damaligen Zeit Sexualität vielmehr produziert als unterdrückt

Oben beschriebener Repressionsthese wird nun ein gegensätzlicher Ansatz gegenüber gestellt, der von Michel Foucault geprägt wurde: die These der Produktion der Sexualität, welche ein Zeitalter der sexuellen Restriktion in Frage stellt und davon ausgeht, dass Sexualität zur damaligen Zeit vielmehr produziert als restriktiv unterdrückt wurde (vgl. Foucault 2012: 113). Der Franzose Foucault stellt der konventionellen Ansicht von Sexualität eine modernere Form entgegen (vgl. Smart 2002: 94), indem er sich bei der Analyse der Sexualität nicht vorwiegend am Begriff der Repression orientiert (vgl. Foucault 2012: 8). Er vertritt zwar die Ansicht, dass die These der zunehmenden Sexualrepression nicht grundsätzlich falsch ist (vgl. Eder 2009: 12f.):

So haben mir in Frankreich Kritiker (...) vorgeworfen, ich leugnete, dass die Sexualität unterdrückt worden sei. Ich habe aber keineswegs behauptet, dass es keine Unterdrückung der Sexualität gegeben habe. Ich habe mich nur gefragt, ob man zur Entschlüsselung der Beziehungen zwischen der Macht, dem Wissen und dem Sex die gesamte Analyse am Begriff der Repression orientieren müsse (...). (Foucault 2012: 7f.)

Foucault betont, dass es nicht Aufgabe der Sexualitätsgeschichte ist, bloss der Sexualunterdrückung nachzugehen (vgl. Eder 2009: 12f.). Seine Herangehensweise an die Erforschung

der Sexualmoral des Bürgertums unterscheidet sich darum grundsätzlich von der Herangehensweise der Vertreter/-innen der Repressionsthese. So stellte er folgende Fragen an diese Zeitepoche:

Why has sexuality been so widely discussed and what has been said about it?
What were the effects of power generated by what was said? What are the links between these discourses, these effects of power, and the pleasures that were invested by them? What knowledge (savoir) was formed as a result of this linkage? (Smart 2002: 95)

Anstatt zu fragen, weshalb wir unterdrückt wurden, fragt Foucault, weshalb wir mit solcher Leidenschaft sagen, dass wir unterdrückt wurden (vgl. Foucault 2012: 16). Die *diskursive Tatsache*, die *Diskursivierung des Sexes* wird von ihm fokussiert (vgl. ebd.: 19), also wie und warum über Sexualität gesprochen wurde, da er entgegen der Repressionsthese davon ausgeht, dass Sexualität damals bis heute sehr oft thematisiert wurde respektive wird. Foucault sagt, dass wir bereits damals einen Gewinn hatten, wenn Sexualität thematisiert wurde. Er nennt dies einen *Gewinn des Sprechens*, und meint damit, dass wenn der Sex dem Verbot, der Nichtexistenz und dem Schweigen ausgeliefert ist, bereits die Tatsache, vom Sex und seiner Unterdrückung zu sprechen, etwas von einer Überschreitung dieses Verbotes hat. Mit anderen Worten wurde damals wie heute so oft von Sex gesprochen, um der herrschenden Ordnung zu trotzen und Verbote zu überschreiten, oder wie Foucault es ausdrückt, als eine Art „Revolte“ (vgl. ebd.: 14).

Foucault behauptet in seinen Ausführungen gegen die Repressionsthese also, dass man sich täuscht, wenn das Verbot des Sexes zu einem grundlegenden und konstitutiven Element der historischen Betrachtung der Sexualität gemacht wird. Die negativen Elemente wie Verbote, Verweigerungen und Zensuren, die auf Verneinung zielen, sind seiner Ansicht nach Elemente des Diskurses über Sexualität, die sich keineswegs bloss auf Repression reduzieren lassen (vgl. ebd.: 19). Seiner Ansicht nach sei nicht eine Zensur des Sexes im Vordergrund gewesen, sondern seien vielmehr „Apparate zur Produktion von Diskursen über den Sex“ installiert worden (vgl. ebd.: 29). Als solche Apparate, die dazu dienten, dass der Sex thematisiert wurde, zählten unter anderem Disziplinarreglemente der Schulen, Schriften mit Empfehlungen und moralischen Beispielen für den Umgang der Eltern mit der kindlichen Sexualität, medizinische Anweisungen, Abhör- und Aufzeichnungsanlagen, usw.⁴.

Der Sex wurde mit diesen „Apparaten“, also diesen Hilfsmitteln, damit Sexualität thematisiert wurde, laut Foucault nicht nur zu einer Sache der Verurteilung, sondern auch zu einer Sache

⁴ Auf diese sogenannten „Apparate zur Produktion von Diskursen über Sexualität“ wird später in diesem Abschnitt detaillierter eingegangen.

der Verwaltung. Damit gelang es, den Sex zu kontrollieren, anstatt nur zu verurteilen. Dasjenige, was die Menschen ängstigte, wollten sie damit unter Kontrolle bringen. Somit wurden zur damaligen Zeit immer mehr Verwaltungsprozeduren gefordert, der Sex wurde mehr und mehr durch öffentliche Diskurse geregelt (vgl. ebd.: 30f.). Die Leute sprachen also laut dieser These nicht weniger über Sex, sie sprachen einfach anderes darüber, als dies im Mittelalter der Fall war, von anderen Gesichtspunkten aus. Als Beispiel dafür, dass Sexualität auf andere Art und Weise thematisiert wurde als früher, nennt Foucault die architektonischen Einrichtungen und Disziplinarreglemente der Schulen der damaligen Zeit, wie der Klassenraum, die Form der Tische, die Unterteilung der Schlafsäle mit Trennwänden oder ohne, mit Vorhängen oder ohne, die für die Überwachung des Schlafes vorgesehenen Regeln, usw. (vgl. ebd.: 33f.). Solche Formen der Thematisierung der Sexualität waren neu – aber sie waren Formen der Thematisierung, Sexualität wurde also laut Foucault diskursiv relevant. Die Beispiele der Schulen verweisen auf die Sexualität der Kinder, auf die Existenz der Sexualität in einer frühreifen und aktiven Art und Weise. Foucault führt weitere Beispiele an, die zeigen, dass die Sexualität permanent im Leben der damaligen Menschen vorhanden war, auch der Erwachsenen. So erteilten beispielsweise Ärzte⁵ den Anstaltsleitern, Lehrern und Familien ihre Ratschläge. Erzieher verfassten Schriften mit Empfehlungen und moralischen Beispielen, die sich um den „Zögling“, wie die zu erziehenden Kinder damals genannt wurden, und seinen Sex herum drehten (vgl. ebd.: 34). „(...) es schießt eine ganze Literatur von Vorschriften, Ratschlägen, Beobachtungen, medizinischen Anweisungen, klinischen Fällen, Reformvorhaben und Plänen für ideale Anstalten aus dem Boden.“ (Foucault 2012: 34) Die Diskursformen wurden laut Foucault vervielfacht und es wurden verschiedene Institutionen eingerichtet, welche die sexuellen Inhalte anders verschlüsselten, als dies zuvor der Fall war (vgl. ebd.: 35). Die eingerichteten sozialen Kontrollen bezüglich der Sexualität der Paare, der Eltern, der Kinder und der Jugendlichen versuchten vor möglichen Gefahren einer weniger moralisierenden Sexualität zu schützen. Diese sozialen Kontrollen äusserten sich in einer erhöhten Wachsamkeit von Lehrern und Erziehern sowie in vermehrten pathologischen Diagnosen und Therapien von Ärzten und Erziehern, um der drohenden Gefahr einer weniger moralisierenden Sexualität entgegen zu treten. Das Bewusstsein einer ständigen Gefahr, die von der Sexualität ausging, wurde gesteigert. Dadurch wurde wiederum der Anreiz, über den Sex zu sprechen, erhöht (vgl. ebd.: 36). Solche Sprechanreize waren beispielsweise Abhör- und Aufzeichnungsanalgen sowie wissenschaftliche Verfahren zum Beobachten und zum Verhören. Foucault beschreibt dies folgendermassen:

Man scheucht den Sex auf und treibt ihn in eine diskursive Existenz hinein. (...)

⁵ Damals waren fast ausschliesslich Männer in diesen Professionen tätig, weshalb hier in diesem Abschnitt ausnahmsweise nur die männliche Form verwendet wird.

Was die hinter uns liegenden drei Jahrhunderte auszeichnet, ist weniger das gleichförmige Anliegen, den Sex zu verbergen, weniger eine allgemeine Schamhaftigkeit der Sprache, sondern vielmehr die breite Verstreuung von Apparaten, die erfunden wurden, um vom Sex zu sprechen oder sprechen zu lassen, um zu erreichen, dass er von sich selber spricht, und um alles anzuhören, aufzuzeichnen, zu übertragen und neu zu verteilen, was er von sich sagt. (Foucault 2012: 38f.)

In diesem Zusammenhang spricht Foucault von vier Figuren, die bezüglich Sexualität damals bevorzugt thematisiert wurden: Erstens die *Hysterisierung des weiblichen Körpers (die hysterische Frau)*. Der Körper der Frau wurde gesellschaftlich und in der Wissenschaft als ein gänzlich von Sexualität durchdrungener Körper analysiert, qualifiziert und disqualifiziert. Zweitens die *Pädagogisierung des kindlichen Sexes (das masturbierende Kind)*, bei der sich Eltern, Familien, Erzieher und Ärzte der angeblich gefährlichen, bedrohlichen Sexualität des Kindes annehmen mussten, was sich vor allem in einem Kampf gegen die Onanie äusserte. Drittens spricht Foucault von einer *Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens (das familienplanende Paar)*, womit die Förderung oder Zügelung der Fruchtbarkeit der Paare gemeint ist. Und Viertens von einer *Psychiatisierung der perversen Lust (der perverse Erwachsene)*, bei dem alle möglichen Anomalien der Sexualität analysiert und nach Korrekturen für diese Anomalien gesucht wurde (vgl. ebd.: 103f.).

Nun stellt sich die Frage, warum es all diese Strategien respektive „Apparate“ gab, die dazu erfunden wurden, um vom Sex zu sprechen. Laut Foucault wurden sie erfunden, um Sexualität zu produzieren. Sie sind also nicht auf natürliche Art und Weise, als Naturgegebenheit entstanden, sondern wurden strategisch von den Menschen entwickelt, damit Sexualität thematisiert wurde. Der Körper wurde zu einem Wissensgegenstand und einem Element in den damaligen Machtverhältnissen aufgewertet (vgl. ebd.: 105f.).

Aufgrund dieser Ausführungen kommt Foucault zum Schluss, dass die modernen Gesellschaften sich nicht dadurch auszeichnen, dass sie den Sex ins Dunkel verbannt haben, sondern dass sie unablässig von ihm sprechen und ihn als *das* Geheimnis geltend machen (vgl. ebd.: 40). Der Diskurs wurde vermehrt, nicht verknappert (vgl. ebd.: 57). Das 19. Jahrhundert wird deshalb von ihm nicht als ein Jahrhundert der Einschränkung, sondern als ein Zeitalter der Vermehrung bezeichnet. Verschiedenartige Formen der Sexualität wurden verstärkt, so dass Foucault von einer Epoche spricht, die als Wegbereiterin sexueller Heterogenitäten gilt (vgl. ebd.: 41). Solche vielfältigen Sexualitäten sind beispielsweise die Sexualitäten des Kindes, des Homosexuellen, des Fetischisten, die Sexualität der Arzt-Patient-Beziehung, der Lehrer-Schüler- oder der „Psychiater-Irrer-Beziehung“, wie Foucault dies in seinem Werk *Der*

Wille zum Wissen - Sexualität und Wahrheit (2012) ausführt (vgl. ebd.: 51). Foucault plädiert somit dafür, die Hypothese fallen zu lassen, dass die modernen industriellen Gesellschaften ein Zeitalter verschärfter Sexualunterdrückung eingeleitet haben. Seine Überlegungen erweisen vielmehr das Gegenteil: „Niemand gab es mehr Machtzentren, niemals mehr Berührung- und Verbindungskreise, niemals mehr Brennpunkte, an denen sich die Intensität der Lüste und die Beharrlichkeit der Mächte entzündeten, um weiter auszustrahlen.“ (Foucault 2012: 53)

Die Frage stellt sich bei Foucaults Ausführungen, warum das Zeitalter des Bürgertums von so vielen Krankheiten wie beispielsweise Hysterie, Frigidität, usw. geprägt war. Warum wurden so viele Diagnosen und Pathologien rund um Sexualität entwickelt, wenn nicht eine verschärfte Sexualunterdrückung, eine Schamhaftigkeit und zahlreiche Verbote dafür verantwortlich sein sollen? Foucault begründet dies damit, dass zur damaligen Zeit eine Wissenschaft über den Sex entwickelt wurde, die zwar vorgab, einen neutralen Gesichtspunkt einzunehmen, jedoch seiner Ansicht nach aus sogenannten „Ausweichmanövern“ bestand. Damit meint Foucault eine Wissenschaft, die nicht fähig oder willens war, vom Sex selber zu sprechen, so dass sie sich in erster Linie den Verirrungen, Perversionen, Absonderlichkeiten, pathologischen Erscheinungen und krankhaften Übersteigerungen zuwandte (vgl. ebd.: 57).

Unter dem Vorwand der Wahrheit erweckte sie allerorten Ängste und sprach den geringfügigsten Schwankungen der Sexualität einen imaginären Stammbaum der Krankheiten zu, die sich über Generationen hinweg auswirken sollten. Sie erklärte die heimlichen Gewohnheiten der Schüchternen und die kleinen, einsamen Manien zu Gefahren für die gesamte Gesellschaft (...). (Foucault 2012: 57)

Die bereits beschriebenen „Apparate“, die um den Sex herum konstruiert wurden, sollten die Wahrheit über die Sexualität der Menschen hervorbringen, indem von Ärzten, Erziehern, Lehrern usw. untersucht, verhört und analysiert wurde. Sie verhüllten jedoch letztendlich die eigentliche Sexualität. Mit dem Ziel, die Wahrheit über Sexualität herauszufinden, wurde der Sex nicht nur zu einer Angelegenheit von Gefühl und Lust, Gesetz und Verbot, sondern auch von wahr und falsch. Die Wahrheit des Sexes wurde zu einer wesentlichen Sache, oder wie Foucault es nennt, „zu einem Einsatz im Wahrheitsspiel“ (vgl. ebd.: 60). Damit spricht Foucault eine sogenannte „Technik der Wahrheitsproduktion“ an, welche in unserer Gesellschaft hoch bewertet wird: Das Geständnis⁶. Mit dem Geständnis ist ein Ritual gemeint, mit dem man die Wahrheit ergründen will. Das Geständnis entfaltet sich in der Regel innerhalb eines Machtverhältnisses, denn normalerweise leistet niemand ein Geständnis ohne die Gegenwart eines Partners / einer Partnerin, der / die ein Geständnis fordert, erzwingt oder ab-

⁶ Weitere „Techniken der Wahrheitsproduktion“ sind laut Foucault beispielsweise die Probe, die Bürgschaft, die Zeugenaussage, die Beobachtung und die Beweisführung (vgl. Foucault 2012: 62).

schätzt und der / die einschreitet um zu richten, zu strafen, zu vergeben, zu trösten oder zu versöhnen (vgl. ebd.: 65). Damit wird eine Form von Macht ausgeübt. Unter dem Begriff *Macht*, der für Foucault ein zentraler Begriff ist, versteht er die Vielfältigkeit von Kraftverhältnissen, die ein Gebiet organisieren. Kraftverhältnisse werden in Kämpfen und Auseinandersetzungen verwandelt, verstärkt und gestützt (vgl. ebd.: 93).

Die Verpflichtung zum Geständnis wird uns in unserer Gesellschaft laut Foucault immer mehr nahegelegt, so dass wir gar nicht mehr bemerken, welche Wirkung und welchen Zwang sie auf uns einübt. Wenn wir etwas gestehen, wirkt sich dies seiner Ansicht nach als Befreiung auf uns aus, und nicht als ein Vorgang der Macht, obwohl es dies im Grunde genommen ist. Seit Jahrhunderten hat sich das Ritual des Geständnisses im Abendland manifestiert, so beispielsweise die christliche Busse, die Beichte in der Kirche, bei der ausnahmslos jeder Fehler gestanden werden muss (vgl. ebd.: 62-64). Foucault stellt diesbezüglich folgende Frage: „Sollten die berühmten Sprachverbote, die man für so schwerwiegend hält, tatsächlich dieses tausendjährige Joch des Geständnisses übersehen lassen?“ (Foucault 2012: 64) Seit der christlichen Busse bis heute scheint der Sex eine privilegierte Materie des Bekennens zu sein. Foucault stellt die These auf, dass der Sex dies ist, was in besonderer Weise gestanden wird. Die Pflicht, den Sex zu verbergen, ist laut Foucault nur ein Aspekt der Pflicht, ihn zu gestehen, was wiederum heisst, dass er sorgfältig versteckt werden muss, damit sein Geständnis umso wichtiger wird. Der Sex steht in unserer Gesellschaft nach Foucaults These seit mehreren Jahrhunderten unter der Herrschaft des Geständnisses. Die beschriebene Diskursivierung des Sexes und die Verstärkung der Sexualität verbinden sich damit im zentralen Element des Geständnisses. Im Gegensatz zu den Griechen, die Wahrheit und Sex als kostbares Wissen von Körper zu Körper weitergaben, verbindet sich für uns laut Foucault die Wahrheit und der Sex im Geständnis, in Form eines individuellen Geheimnisses (vgl. ebd.: 64f.). Das Geständnis beeinflusst somit bis heute den Diskurs über den Sex. Dabei geht es nicht darum zu sagen, was geschehen ist, also dass ein sexueller Akt vollzogen wurde. Es geht vielmehr darum, die Gedanken zu rekonstruieren und die Zwangsvorstellungen, die Bilder, die Begehren, die den sexuellen Akt begleiten, zu äussern. Laut Foucault hat die bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert zum ersten Mal individuelle Lüste bezüglich Sexualität thematisiert und geäussert (vgl. ebd.: 66f.), auch auf wissenschaftlicher Ebene: Es entstand eine „Geständnis-Wissenschaft“, eine Wissenschaft, die sich auf die Rituale des Geständnisses stützte, nicht eine Gesellschaft des Defizites, sondern eine Gesellschaft des Diskurses (vgl. ebd.: 68).

Sie hat nicht nur viel von ihm gesprochen und jeden gezwungen, von ihm zu sprechen, sondern ist angetreten, seine geregelte Wahrheit zu formulieren. (...)

Als sei sie auf diese Wahrheitsproduktion angewiesen. Als sei es ihr wesentlich,

dass der Sex nicht nur Ökonomie der Lust, sondern auch einem System des Wissens eingeschrieben ist“ (Foucault 2012: 72)

Foucault geht damit von einer damaligen bürgerlichen Gesellschaft mit wissensproduzierenden, diskursivvermehrten und lusterregenden Mechanismen aus (vgl. ebd.: 76). Diese Mechanismen wurden zunächst in den ökonomisch privilegierten und politisch führenden Klassen entwickelt und mit grosser Intensität eingesetzt (vgl. ebd.: 118).

In der bürgerlichen oder „aristokratischen“ Familie wurde die Sexualität der Kinder und Heranwachsenden zum ersten Mal problematisiert; in ihr wurde die weibliche Sexualität medizinisiert; sie wurde zuerst wegen der möglichen Pathologie des Sexes, wegen der Dringlichkeit seiner Überwachung und der Notwendigkeit einer rationalen Besserungstechnologie alarmiert. Sie war der erste Ort der Psychiatrisierung des Sexes. (Foucault 2012: 119)

Das Bürgertum verfiel laut Foucault in eine sexuelle Überreizung, kämpfte aufgrund dessen gegen Ängste an und erfand anschliessend Rezepte und Techniken gegen diese Ängste, indem der eigene Sex als wichtige Sache, als Geheimnis betrachtet wurde. Die unteren Volksschichten wurden von dieser Sexualisierung nur langsam durchdrungen (vgl. Foucault 2012: 119), hier ist Foucault gleicher Ansicht wie die Vertreter/-innen der Repressionsthese. Es ging den sogenannten „leitenden Klassen“ nicht darum, in erster Linie andere in ihrer Sexualität einzuschränken oder zu unterdrücken, sondern darum, Sexualität, den Körper, die Zeugungskraft und die Nachkommenschaft der „herrschenden“ Klassen zuerst unter sich zu thematisieren und zu analysieren (vgl. ebd.: 120f.).

Abschliessend führt Foucault aus, dass der Diskurs über Sexualität bis heute anhält, und dass der seit langem etablierte Geständnisdruck heute einen neuen Sinn annimmt. Heute fühlen wir uns unter Druck gesetzt, die angebliche Verdrängung der Sexualität aufzuheben. Wir verspüren laut Foucault den Druck, einen „antirepressiven“ Kampf zu kämpfen. Damit thematisieren wir Sexualität immer noch innerhalb von Verboten. Dass wir jetzt gegen die angebliche Repression ankämpfen, führt dazu, dass wir vom Sex sprechen, und damit das „Verbotene“ überschreiten, also ein Tabu brechen und Sexualität thematisieren. Damit bewegen wir uns laut Foucault immer noch innerhalb desselben Sexualitätsdispositives wie damals, und nicht ausserhalb oder dagegen (vgl. ebd.: 128). Oder wie Foucault es ausdrückt: Wir „trotzen der herrschenden Ordnung“ nach wie vor. Wir verlangen danach, Sexualität vom Gesetz des Schweigens zu befreien, obwohl wir im Grunde genommen laut der These Foucaults gar nie über Sexualität geschwiegen haben, sondern uns auch nach der Zeit des Mittelalters andauernd diskursiv damit beschäftigt haben (vgl. ebd.: 152).

3.2 Markante Entwicklungsschritte im 20 Jahrhundert

Die Zeit vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis heute gilt als eine Zeit des rasanten Umbruchs, in der Familie, Liebesbeziehungen, das Verhältnis der Geschlechter, Sexualität und Moral in einem starken Wandel waren (vgl. Schmidt 2004: 11). Zweifelsfrei hat sich das heutige Verständnis von Sexualität und Sexualmoral verglichen mit den Vorstellungen des späten 19. Jahrhunderts verändert. Im Folgenden werden einige bedeutende Entwicklungsschritte zwischen der bürgerlichen Sexualmoral und heutigen sexualmoralischen Vorstellungen im 21. Jahrhundert beschrieben. Es wird nicht ausführlich auf diese Entwicklungen eingegangen, da sie nicht als Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit gelten. Für das Verständnis der Unterschiede und Gemeinsamkeiten, die zwischen der Sexualmoral vom späten 19. Jahrhundert und heutigen sexualmoralischen Vorstellungen bestehen, sind diese Entwicklungsschritte allerdings von Bedeutung, weswegen sie in diesem Kapitel zusammengefasst geschildert werden. Auf folgende Ereignisse wird eingegangen: Sozialer Aufstieg und Sexualreformbewegung im „aufgeklärten Bürgertum“, die gesetzliche Gleichberechtigung von Frau und Mann sowie die Sexuelle Revolution und die Gender Revolution / Neosexuelle Revolution.

3.2.1 Sozialer Aufstieg und Sexualreformbewegung im „aufgeklärten Bürgertum“

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts sowie zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Aufstiegsbarrieren gelockert und innerhalb der bürgerlichen Verhältnisse konnten Männer durch individuelle Leistungen zunehmend gesellschaftlich angesehene Positionen erlangen, auch wenn sie nicht in diese Schicht hineingeboren wurden. So bestand beispielsweise immer mehr die Möglichkeit, dass ein unselbständiger Geselle zu einem selbständigen Meister wurde. Diese Mobilität innerhalb sozialer Schichten schloss jedoch Frauen damals noch ausdrücklich aus. Bürgerliche Selbständigkeit war für sie nach wie vor nicht vorgesehen und beinahe unmöglich - im Gegenteil, Gebundenheit an die Familie und Selbstlosigkeit wurden anstelle von Selbständigkeit von ihnen erwartet (vgl. Frevert 1990: 32).

Anfangs des 20. Jahrhunderts wurde zunehmend eine Veränderung bezüglich der bürgerlichen Sexualmoral sichtbar: Das öffentliche Leben wurde immer mehr nach rationalen und vernunftbetonten Gesichtspunkten geregelt und Entwicklungen der Wissenschaft flossen anstelle von moralischen und religiösen Vorstellungen in den Bereich der Sexualität ein. Sexualität und Ehe sollte nicht mehr alleine einer göttlichen Vernunft untergeordnet, sondern durch einen verantwortlichen Umgang der Individuen geprägt werden (vgl. Joris / Witzig 2001: 292). Diese Tendenzen wirkten sich in sexualreformischen Bestrebungen in Deutschland und in der Schweiz aus, wobei eine Trennung von Fortpflanzung und Sexualität angestrebt wurde. Individuelle Freiheit beinhaltete mehr und mehr auch „freie Liebe“ ohne er-

zwungenen Kindersegen. Sexualreformer/-innen verlangten zudem die Möglichkeit des vor- und ausserehelichen Geschlechtsverkehrs (vgl. ebd.).

Der Blick auf die Sexualität blieb in den 1920er und 1930er Jahren wissenschaftlich, ein sachlicher und nüchterner Tonfall nahm in den Aufklärungsbüchern überhand. Der Frauenarzt Th. H. van de Velde beschrieb in dem Aufklärungsbuch *Die vollkommene Ehe* (1926) beispielsweise unter anderem die unterschiedlichsten Variationen im Liebesspiel, wobei jedoch bei aller aufklärerischer Absicht das altbekannte Rollenschema zwischen Mann und Frau bestehen blieb. Anhand des Themas „Orgasmus in den Flitterwochen“ lässt sich dieses Rollenbild aufzeigen (vgl. ebd.: 293):

Der Gatte ist der Lehrer, der an erster Stelle über Geduld und Selbstbeherrschung verfügen muss, und die Frau muss lernen, wie sie sich beim Koitus zu benehmen und wie und was sie beim Geschlechtsakt zu fühlen hat. Bei der „idealen Vergattung“ fange die Ejakulation normalerweise beim Mann an und die Lustlösung setze bei der Frau sofort darauf ein, meinte van de Velde. Die Erregungskurve sollte im Idealfall der „progressiven Steigerung der Spannungen“ des Mannes folgen. (Joris / Witzig 2001: 293f.)

Mit solchen Aufklärungsbüchern versuchte man das Eheleben glücklicher und harmonischer als bisher zu gestalten (vgl. ebd.: 293). Allerdings war die Gesellschaft weit davon entfernt, das altbekannte Rollenschema zwischen Mann und Frau aufzulösen und Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern bezüglich Beziehungen und Sexualität herzustellen.

3.2.2 Die gesetzliche Gleichberechtigung von Mann und Frau

Im Jahr 1949 wurde in der Bundesrepublik Deutschland gesetzlich verankert, dass Männer und Frauen gleichberechtigt sind. Diese Gleichberechtigung bezog sich allerdings auf den Bereich der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten, und nicht auf privatrechtliche Verhältnisse (vgl. Niemeyer 1990: 57). Das heute in der Schweiz bestehende Gleichstellungsgesetz von Mann und Frau, das auch privatrechtliche Verhältnisse einschliesst, allerdings viel umfassender ist als der im Jahr 1949 eingeführte Artikel in Deutschland, wurde viel später eingeführt und trat erst 1996 in Kraft. Es lautet folgendermassen: „Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre rechtliche und tatsächliche Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.“ (Bundesverfassung 2008: Art. 8.3) Auf gesetzlicher Ebene begann also hier die Gleichstellung zwischen Mann und Frau, die aus Sicht der Vertreter/-innen der Repressionsthese noch im späten 19. Jahrhundert von der Wissenschaft mehrheitlich als ein Irrtum betrachtet wurde⁷.

⁷ vgl. Kapitel 3.1.1

3.2.3 Sexuelle Revolution

Die Zeitspanne zwischen dem Ende der 1960er Jahre und dem Anfang der 1970er Jahre wird als die Zeit der Sexuellen Revolution bezeichnet. Es erfolgte der Umbruch jugendlichen Sexualverhaltens, Sexualität wurde von der Institution Ehe freigesetzt und das Sexualverbot für Jugendliche schwand (vgl. Schmidt 2004: 12f.). So entstand ein neues Selbstverständnis, sich mit der eigenen Sexualität auseinander zu setzen. Die an der Sexuellen Revolution Beteiligten setzten sich gegen sexuelle Unterdrückung und für sexuell freie Menschen, die über sich selber bestimmen können, ein (vgl. Joris / Witzig 2001: 299). Dieser Prozess nahm seinen Anfang in den 1920er Jahren, „bekam aber seine dramatische Beschleunigung während der sexuellen Revolution.“ (Schmidt 2004: 13) Die sexuelle Liberalisierung war ein Ereignis der westlichen Industriegesellschaften, mit dem man vorhandene sexuelle Tabus aufbrechen wollte (vgl. ebd.), und wird heute mit Enttraditionalisierung und Freisetzung des sexuellen Verhaltens und der sexuellen Moral in Verbindung gebracht.

3.2.4 Gender Revolution / Neosexuelle Revolution

In den 1980er Jahren setzten sich Frauenbewegungen gegen jegliche Form von sexuellem Zwang respektive sexueller Gewalt wie Vergewaltigung, sexuellen Missbrauch, sexuelle Belästigung sowie Sexismus im Alltag und in den Medien ein (vgl. ebd.: 15). Zugleich brachte diese Revolution einen neuen Sexualkodex hervor, „der den sexuellen Umgang friedlicher, kommunikativer, berechenbarer, rational verhandelbar, herrschaftsfreier machen oder regeln will.“ (Schmidt 2004: 16) Es ging also der Frauenbewegung darum, traditionelle Verbote, männliche Privilegien und männliche Definitionsmacht im Sexuellen aufzulösen (vgl. ebd.). Die neue Frauenbewegung sprach von einer „doppelten Unterdrückung“ der Frauen, nämlich von einer sozialen und einer sexuellen. Sexualität wurde als *den* Angelpunkt in der Frauenfrage betrachtet. So bezeichnete die bekannte deutsche Feministin Alice Schwarzer Sexualität als Spiegel und Instrument der Unterdrückung der Frauen in allen Lebensbereichen (vgl. Joris / Witzig 2001: 300).

In den 1980er Jahren wurde bei Mädchen und jungen Frauen immer öfter die Wichtigkeit von Selbstbewusstsein, Misstrauen und der Fähigkeit zur Abwehr und Vermeidung sexueller Angriffe thematisiert. Ziel war es, dass die Mädchen ein Selbstbestimmungsrecht über sich und ihre Sexualität erreichen (vgl. Kavemann / Lohstöter 1985: 25). Die Sozialwissenschaftlerinnen und Rechtsanwältinnen Barbara Kavemann und Ingrid Lohstöter, die sich in den 1980er Jahren in der Frauenforschung in Deutschland engagierten, betrachteten es als problematisch, dass die Befähigung der Mädchen und jungen Frauen zur körperlichen Gegenwehr vernachlässigt wurde. Dies geschah laut Kavemann / Lohstöter aus dem Grund, weil man den Mädchen und jungen Frauen kein grundsätzliches Misstrauen gegenüber Männern vermitteln wollte, da sie eine heterosexuelle Zukunft leben und deshalb bestimmte Männer vertrauenswürdig bleiben sollten (vgl. ebd.: 25f.). „Da die heterosexuelle Zukunft von patriarcha-

lichen Machtverhältnissen bestimmt wird, wird in der Erziehung von Mädchen vermieden, ihnen das Bewusstsein vom Recht auf sexuelle Selbstbestimmung, Verfügung über ihren eigenen Körper, eigene Lebensplanung, eigene Wünsche und Bedürfnisse von klein auf zu vermitteln.“ (Kavemann / Lohstöter 1985: 26) Die Autorinnen vertreten die Ansicht, dass sich zur damaligen Zeit die Erziehung der Mädchen darauf beschränkte, ihre sozialen, von anderen ausbeutbaren und benutzbaren Fähigkeiten zu kultivieren, beispielsweise Kinder-/ Elternliebe, Dankbarkeit, Fürsorglichkeit, Verständnis, Rücksichtnahme auf die Wünsche anderer, usw. Somit plädierten sie in den 1980er Jahren dafür, ein Bewusstsein der eigenen Rechte zu erlangen, indem die Frauen die im Laufe ihrer Sozialisation festgelegten Strukturen in sich bekämpfen und abbauen und sich nicht von der Gesellschaft vorschreiben lassen, wie sie sich zu Frauen entwickeln sollen (vgl. ebd.). Die Autorinnen zitieren eine Studie aus dem Jahr 1982, die unter anderem besagte, dass 83,3% der befragten Frauen es vermieden, im Dunkeln in unbelebten Strassen zu sein und 63,4% es vermieden, im Dunkeln am Bahnhof oder an Bushaltestellen zu stehen. Etwa ein gleich hoher Prozentsatz der befragten Männer stimmte diesem Vermeidungsverhalten zu, was die Autorinnen damit begründeten, dass die Männer von der Angst der Frauen profitierten, da diese die schutzsuchenden Frauen von ihnen abhängig machte. Kavemann / Lohstöter bezeichnen dies als Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse, die in der damaligen Zeit in der Öffentlichkeit verschwiegen und stattdessen geforderte Verhaltensnormen immer wieder in Erinnerung gebracht wurden (vgl. ebd.: 78).

Lising Pagenstecher, Monika Jaeckel und Jutta Brauckmann, die zu dieser Zeit ebenso in der Frauenforschung tätig waren, vertreten die Ansicht, dass Frauen damals immer noch sehr stark über Männer und deren gesellschaftliche Stellung definiert wurden und sich häufig selber darüber definierten. Dies hatte ihrer Ansicht nach Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung von Mädchen und wirkte sich beeinträchtigend auf das Verhältnis zwischen Mädchen untereinander aus. Die Autorinnen führen weiter aus, dass Mädchen in der Adoleszenz damals erfuhren, dass ihr Wert als Person stark davon abhing, für Jungen „interessant“ zu sein, beispielsweise eine gute Figur zu haben, hübsch auszusehen, charmant, verständnisvoll, einfühlsam und möglichst nicht kritisch oder kämpferisch zu sein. Jedoch konnte laut den Autorinnen kein Mädchen diesem von ihnen „halbierten Persönlichkeitsbild“ genannten Ideal wirklich entsprechen, woraus Selbstzweifel und Selbstvorwürfe entstanden (vgl. Pagenstecher / Jaeckel / Brauckmann 1985: 108).

Die Fähigkeiten und Qualitäten, die Mädchen entwickeln sollen, richten sich daher immer noch sehr stark, wenn nicht ausschliesslich, auf den Bereich der Beziehungen, auf die künftige Ehe und Familie, auch wenn diese als Dauererwartung gar nicht mehr realistisch sind. Das bedeutet einerseits, dass Mädchen sehr

viel stärker als Jungen an ihrer Beziehungs- und Bindungsfähigkeit arbeiten (müssen) und darin eine besondere Stärke entwickeln. Die Kehrseite dieser Beziehungs- und Bindungsqualität von Mädchen liegt jedoch darin, dass diese Fähigkeiten häufig ausgenutzt werden und sich zum Nachteil der Mädchen und Frauen auswirken. (Pagenstecher / Jaeckel / Brauckmann 1985: 108)

Bevor Mädchen auf ihre Frauenrolle festgelegt wurden, konnten sie laut den Autorinnen ihrer Lebensneugierde freien Lauf lassen und den Unternehmungsgeist entwickeln. Nach der Pubertät wurde dieser jedoch eingedämmt, weil von den Mädchen erwartet wurde, dass sie sich so benahmen, wie es bei den Jungen gut ankommt. Diese Hierarchisierung der Beziehungen hatte negative Auswirkungen auf beide Geschlechter, wie beispielsweise das Eingehen von Beziehungen der Mädchen mit Jungen, von denen sie sich eigentlich nicht sonderlich angezogen fühlten, weil am Vorhandensein eines Freundes das Gelingen der Entwicklung eines Mädchens zur „richtigen“ Frau gemessen wurde (vgl. ebd.: 108 - 110). Das gesellschaftliche Ritual, dass sich ein Mädchen erst als Frau fühlen kann, wenn es einen Mann zur Seite hat, wurde von einem Mädchen, das in dem Buch der Autorinnen zitiert wurde, folgendermassen beschrieben:

So mit 15 hatte ich einen Freund, da wurde ich auch als Mädchen anerkannt. Auch die in der Clique haben dann gemerkt: Na ja, die Anke hat jetzt einen Freund, jetzt ist sie auch ein Mädchen. Sonst war sie nur Kumpel. (Pagenstecher / Jaeckel / Brauckmann 1985: 110)

Die Autorinnen kritisieren zudem die romantischen Vorstellungen der damaligen Zeit, welche den Mädchen in der Werbung, in den Filmen und in Jugendzeitschriften suggeriert wurden und setzten sich gegen die ihrer Ansicht nach tief verankerten gesellschaftlichen Geschlechterhierarchien ein (vgl. ebd.: 111).

3.3 Heutige sexualmoralische Vorstellungen

Im Folgenden wird erläutert, welche sexualmoralischen Vorstellungen heute vorherrschend sind, welche Frauenbilder und welche möglicherweise gegensätzlichen Ansichten in unserer Gesellschaft und im heutigen wissenschaftlichen Diskurs vertreten werden. Nimmt das öffentliche Frauenbild einer selbstbewussten, kompetenten, sinnlichen Frau in vitalen, differenzierten Rollen überhand, wie dies von den einen argumentiert wird (vgl. Schmauch 2004: 110). Oder gelten Frauen heute nach wie vor als passiv, unterlegen, schwach, abhängig, unwissend und körperlich verfügbar, hingegen Männer als dominant, initiativ und körperlich überlegen, wie dies von anderen beschrieben wird (vgl. Joris / Witzig 2001: 334)? Wird das Liebesleben zunehmend einer Leistungsnorm unterworfen, der Frauenkörper als Sexualobjekt betrachtet, und wurde die sexuelle Freiheit als Ziel verfehlt, weil autoritäre und patriarchale Strukturen der Ehe und der Gesellschaft weiterhin bestehen (vgl. ebd.: 298)? Diese Fragen werden aufgegriffen und verschiedene Aspekte der heutigen sexualmoralischen Vorstellungen und der heutigen Geschlechtervorstellungen von Autor/-innen mit unterschiedlichen Sichtweisen anhand von zusammenfassenden Thesen, die sich aus ihren Ausführungen ergeben, beleuchtet.

3.3.1 These 1

Die erste These lautet folgendermassen: *Wir haben uns heute so weit von bürgerlichen Vorstellungen über Geschlecht und Sexualität entfernt, dass die Kategorie Geschlecht in ihrer dualen Gegenüberstellung obsolet wird.*

In diesem Kapitel wird ein radikaler Ansatz vorgestellt, der von der feministischen Forschung vertreten wird, nämlich die Annahme, dass ein Differenz-Denken von Männlich und Weiblich zur Hervorbringung von Geschlechterdifferenzen beitragen kann und dass die Kategorie Geschlecht in ihrer dualen Gegenüberstellung obsolet geworden ist (vgl. Bührmann / Diezinger / Metz-Göckel 2007: 144). Diese Auflösung der Geschlechtsidentität wird *Dekonstruktion* genannt (vgl. ebd.: 143). Die drei deutschen Professorinnen Andrea D. Bührmann, Angelika Diezinger und Sigrid Metz-Göckel beschreiben einen Paradigmenwechsel, der seit den letzten dreissig Jahren die Geschlechterkategorie problematisiert. Dieser Ansatz verneint, dass Frauen und Männern bestimmte generelle Merkmale zugeschrieben werden können und sich in der Persönlichkeit und im Verhalten von Männern und Frauen Unterschiede finden lassen (vgl. ebd.: 136f.). Des Weiteren kritisiert die feministische Forschung, dass lange Zeit Frauen als Menschen mit einem einheitlichen „Sozial- oder Geschlechtscharakter“ betrachtet wurden und man sich heute nicht mehr auf die Unterschiedlichkeiten von Frauen und Männern konzentrieren soll (vgl. ebd.: 139), wie dies früher während der Zeit des Bürgertums der Fall war, weil es sie so gar nicht gibt. Die Autorinnen zitieren eine Studie der amerikanischen Psycho-

login Eleanor Emmons Maccoby⁸, die mit B. F. Skinner zusammengearbeitet und sich oft mit Geschlechtsunterschieden befasst hat. „Ihr zufolge zeigen Kinder im frühen Alter keine Verhaltensdifferenzen, wenn sie einzeln beobachtet werden. Geschlechterunterschiede tauchen erst in sozialen Situationen auf, und ihre „Natur“ verändert sich mit der Geschlechterkomposition von Dyaden und Gruppen.“ (Bühmann / Diezinger / Metz-Göckel 2007: 139) Somit scheint es nicht grundsätzliche Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten zwischen Jungen und Mädchen zu geben. Erst Sozialisationsprozesse führen zu Geschlechterunterschieden. Geschlecht wird als eine soziale Konstruktion betrachtet. Dabei lernen Jungen und Mädchen mithilfe eines Regelsystems, sich in Interaktionen und sozialen Situationen als Junge oder Mädchen darzustellen und voneinander abzugrenzen (vgl. ebd.: 140). Bei diesem Ansatz geht es also nicht mehr darum, die unterschiedlichen Geschlechterrollen, Verhaltensweisen und Eigenschaften von Mann und Frau im Bereich der Sexualität zu untersuchen, sondern vielmehr darum zu erforschen, wo es heute Grenzziehungen gibt, warum es diese gibt und ob sie mental und sozial gezogen sind. So werden bei diesem Ansatz viele Erscheinungsformen der Geschlechter möglich und damit auf das duale Klassifikationschema verzichtet. Die Geschlechterrollen sind verglichen mit früher unschärfer geworden und es existieren fließende Übergänge. Damit sagt dieser Ansatz, dass frühere traditionelle Muster zur heutigen Zeit bis hin zu Geschlechtswechsel aufgelöst wurden (vgl. ebd.: 140-142).

3.3.2 These 2

Die zweite These lautet folgendermassen: *Wir haben uns heute von der bürgerlichen Sexualmoral losgelöst und eine demokratische Verhandlungsmoral erlangt.*

In Folgenden werden die beiden Themen *demokratische Verhandlungsmoral* sowie der *designte Sex* vom Sexualwissenschaftler und Sozialpsychologe Gunter Schmidt vorgestellt, der die Überzeugung vertritt, dass heutige Sexualmoralvorstellungen im Vergleich zu früher frei sind von falschem Tiefsinn und dass heutiger Sex entmystifiziert, entdramatisiert und pragmatisch geworden ist. Er ist der Ansicht, dass heutige Sexualität von religiösen Vorschriften, weitgehend vom Patriarchat sowie von den Vorstellungen des Bürgertums und der Psychoanalyse losgelöst ist.

Schmidt führt den Begriff der *demokratischen Verhandlungsmoral* ein: Ab den 1990er Jahren setzte sich eine moralische Modernisierung in den deutschsprachigen Ländern Europas durch. Diese wird *Konsensmoral* oder auch *Verhandlungsmoral* genannt. Die alte Sexualmoral, welche bestimmte sexuelle Handlungen wie beispielsweise voreheliche oder aussereheliche Sexualität, Masturbation, Homosexualität, Oralverkehr oder Verhütung als „moralisch schlecht“ qualifizierte, begann zu verschwinden. Der Unterschied von der Verhandlungsmo-

⁸ In Kapitel 3.3.4 wird vom Standpunkt einer anderen Autorin aus erneut auf diese Studie eingegangen.

ral zur alten Moral ist dieser, dass nicht mehr die sexuellen Handlungen oder Praktiken an sich bewertet werden, sondern die Art und Weise, wie diese zustande kommen, also die Interaktionen (vgl. Schmidt 2004: 16). „Ob hetero-, homo- oder bisexuell; ehelich oder ausser-ehelich; mit Liebe oder ohne; genital, oral oder anal; zart oder ruppig; bieder oder raffiniert; sadistisch oder masochistisch – all das ist moralisch ohne Belang. Von Belang ist, dass es *ausgehandelt* wird.“ (Schmidt 2004: 16) Im Unterschied zu früher bestimmen nicht mehr äussere Autoritäten wie die Kirche oder der Staat, was richtig oder falsch ist, sondern die Akteur/-innen selbst, weshalb diese Sexualmoral einen demokratischen Aspekt enthält (vgl. ebd.). Als Konsequenzen dieser neuen Sexualmoral werden sexuelle Handlungen, die früher als Perversion angeschaut wurden, normalisiert. Heterosexualität wird als einen von vielen Lebensstilen betrachtet. Als zweite Konsequenz wird die alte Automatik sexueller Interaktion ausser Kraft gesetzt. Das Schema „wer sich küssen lässt, will auch mehr“, ist einer besonderen Sensibilität der Akteure für die Grenzen und Wünsche des Anderen gewichen. Laut dieser modernen Sexualmoral behalten Frauen und Männer die Entscheidungs- und Definitionsmacht bei sexuellen Interaktionen. Lädt beispielsweise eine Frau einen Mann nach einem Besuch einer Diskothek zu sich nach Hause ein, so ist dies die Einladung auf ein Glas Wein und nicht notwendigerweise mehr. Diese Auflösung der alten Automatik sexueller Interaktion gibt den Akteur/-innen, insbesondere den Frauen, mehr Freiräume für Initiative und sexuelle Offensivität. Männer hingegen können bei dieser neuen Sexualmoral auch eine entspannte, defensive Rolle einnehmen (vgl. ebd.: 17). In heutigen Beziehungen, in denen die Ehe ihr Monopol verloren hat und nicht-konventionelle Formen des Zusammenlebens häufiger werden, gilt es, die Fähigkeit zu entwickeln, Intimität zu leben und auszuhalten. Nähe, Vertrauen, Austausch, Öffnung, Verständnis und Sich-verstehen-lassen gewinnen an Bedeutung, was zu komplexen, nicht rollengesteuerten Beziehungsformen führt. Verbindlichkeit und Verlässlichkeit sind nicht mehr als Ehepflichten vorgegeben, sondern freiwillige Optionen, für die man sich entschieden hat. So sind heutige Beziehungen nicht notwendigerweise monogam. Treue kann auch hier verhandelt werden, wobei die meisten heterosexuellen Paare sich dafür zu entscheiden scheinen, so dass serielle Monogamie zur vorherrschenden Erscheinungsform heutiger Beziehungen wurde (vgl. ebd.: 18-21).

Bezüglich der heutigen Sexualmoral führt Schmidt den Begriff des *designten Sex* ein. Damit sind Bestrebungen bezüglich sexuellen Aktivitäten gemeint, mit denen man aus der „Resource Sex“ möglichst viel herausholen will, damit diese jederzeit verfügbar wird. Gleichzeitig wird laut Schmidt zunehmend versucht, Schwierigkeiten in Zusammenhang mit Sex wie Impotenz, Lustlosigkeit, Orgasmusmüdigkeit usw. unter Kontrolle zu bringen (vgl. ebd.: 25), wie er dies mit einem Alltagsbeispiel beschreibt:

Nach 14 Tagen trifft sich das berufsgestresste Liebespaar einmal wieder. Sie haben zwei Stunden Zeit, bevor sie in die lange gebuchte Opernaufführung gehen,

und genau dann, in diesen zwei Stunden, wollen sie erotisch gestimmt sein, nicht zum Dampfablassen gestauter Triebenergie, sondern zum Zelebrieren eines Liebesaktes und ihrer Beziehung. (Schmidt 2004: 25)

Sexualität als Trieb wird somit in Frage gestellt, sie wird eher als Ressource für Lust- und Affektsuche für den heutigen Menschen, der auf der Suche nach Erregung und Erlebnissen ist, betrachtet (vgl. ebd.: 25f.).

3.3.3 These 3

Die dritte These lautet folgendermassen: *Das hierarchische Geschlechterverhältnis befindet sich heute zunehmend im Umbruch.*

Ulrike Schmauch, Sozialwissenschaftlerin und Professorin für das Fachgebiet Sozialarbeit, vertritt die These, dass Mädchen und Jungen ihre Adoleszenz heute in einer Gesellschaft erleben, in der sich das hierarchische Geschlechterverhältnis im Umbruch befindet (vgl. Schmauch 2004: 95). Zwar bestehen laut Schmauch patriarchale Macht- und Alltagsstrukturen, die an die Zeiten des 19. und 20. Jahrhunderts erinnern, in vielen Bereichen nach wie vor, es gibt immer noch Ungerechtigkeiten und strukturelle Gewalt gegen Frauen, aber „die scharfe Polarisierung der Geschlechtscharaktere beginnt sich aufzulösen, und in vielen Lebenssphären zeigen sich unwiderrufliche Veränderungen im Geschlechterverhältnis. Diese wirken natürlich auf Frauen und Männer recht unterschiedlich, teils befreiend, teils bedrohlich.“ (Schmauch 2004: 95)

Der von Schmauch erwähnte Umbruch hat laut ihren Ausführungen sowohl gute wie auch schlechte Seiten. Sie nennt beispielsweise mehr Kinderrechte, Demokratisierung und Egalisierung als positive Veränderungen und eine diffusere Elternrolle als Schwierigkeit, weil die gesellschaftlich verbindlichen Erziehungsmassstäbe am Verschwinden sind, was sich in Verunsicherung ausdrücken kann (vgl. ebd.). Gleichzeitig hat sich der Umgang mit Sexualität verändert. Schmauch beschreibt, dass Jugendliche kaum auf geschlossene Türen, Grenzen und Geheimnisse mehr stossen, sondern im Vergleich zu früher eher von sexuellen Bildern und Bekenntnissen umzingelt werden. Diese Tendenzen umschreibt sie als *Labilisierung traditioneller Grenzen* im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse. Der Umgang mit Sexualität ist teilweise offener und freier, jedoch auch schutzloser geworden (vgl. ebd.: 96).

Das frühere Geschlechterverhältnis beschreibt Schmauch in dem Sinne, wie es in dieser Arbeit in Kapitel 3.1.1 über die Repressionsthese beschrieben wurde: Traditionell übernahm die Frau die Mutterrolle, versorgte den Ehemann, die Kinder sowie die Grosseltern, ordnete sich selbst unter und verdiente Geld, soweit dies vereinbar und erforderlich war. Der Mann hingegen nahm traditionell die Hauptnährerrolle ein, wobei diese Rolle Bequemlichkeit wie auch Last bedeuten konnte, und beanspruchte Vorrechte jeder Art gegenüber der Ehefrau. Das moderne, heutige Bild der Geschlechterrollen beschreibt Schmauch so, dass Frauen sich sowohl der traditionellen Erwartung stellen müssen wie auch in beruflicher und ökonomischer Hinsicht.

mischer Hinsicht zunehmend für die eigene Existenzsicherung zuständig sind, wobei Frauen sich im Erwerbsleben gegenüber der Konkurrenz von anderen Männern und Frauen sowie gegenüber frauenfeindlichen Ausschluss- und Deklassierungsmechanismen behaupten müssen (vgl. ebd.: 104). „Den Widerspruch zwischen traditionellen und modernen Anforderungen muss sie ebenso individuell lösen wie jenen zwischen der Gleichberechtigungsrhetorik `Frauen sind heute nicht mehr benachteiligt` und ihren möglicherweise abweichenden Erfahrungen.“ (Schmauch 2004: 104) Männer hingegen stehen vor der Aufgabe, die Funktion des alleinigen Familienernährers abzugeben, womit männliche Vorrechte zur Debatte stehen und Gewalt sowie Bequemlichkeit kritisierbar und legitimationsbedürftig geworden sind. An die Vaterrolle werden neue, höhere Ansprüche gestellt, woraus Konflikte entstehen, die es früher so nicht gab, weil der engagierte, „neue“ Vater heute mit der Mutter auf einem traditionell weiblichen Feld wie der Erziehung konkurriert. Erwerbs- und Privatsphäre sind laut Schmauch zu Terrains geworden, in denen es um Macht und Konkurrenz zwischen den Geschlechtern und eine historisch neue Anforderung geht, bei der die Herausforderung darin besteht, nicht destruktive Formen für diese Konkurrenz zu entwickeln (vgl. ebd.: 104f.).

Bisher existieren laut Schmauch zumindest im deutschsprachigen Raum noch keine Formen, die Erwerbs- und Familienarbeit gerecht teilen. Somit bemängelt sie, dass kein wirklich lebbares modernes Leitbild für ein erwachsenes, partnerschaftliches Zusammenleben entwickelt wurde. Die „normale“ Familie, wie sie zu Zeiten des Bürgertums existierte und die dank der Unterordnung der Frau gegen aussen stabil erschien, hat sich gewandelt (vgl. ebd.: 106f.). „Was normal ist auf dem Gebiet der Sexualität und der Sexualmoral, ist zunehmend ungewiss.“ (Schmauch 2004: 107) Repressive wie auch schutzgebende Traditionen werden aufgelöst, womit manche patriarchale Hierarchien laut Schmauch ihre Wirkung verlieren, was für die Frauen mehr persönliche Freiheit und mehr Rechte bedeutet, gleichzeitig jedoch auch zu Desorientierung, und einer erhöhten Gefahr eines einsam erlebten Scheiterns führen kann (vgl. ebd.). Oder wie es Schmauch ausdrückt: „Viele frieren in den Frösten der Freiheit“ (Schmauch 2004: 107). Traditionelle Gewissheiten und grosse Zukunftsentwürfe sind zerfallen, so dass die Fragen nach Sinn und Ziel im persönlichen Leben wie auch in Partnerbeziehungen zentraler werden (vgl. ebd.).

3.3.4 These 4

Die vierte These lautet folgendermassen: *Es existieren heute weiterhin rollengesteuerte Beziehungsformen und eine Segregation der Geschlechter.*

In Kapitel 3.3.1 wurde erläutert, dass Schmidt der Ansicht ist, dass heute besonders Frauen mehr Freiräume für Initiative und sexuelle Offensivität haben und Männer bei der heutigen Sexualmoral auch eine entspannte, defensive Rolle einnehmen können. Die Fähigkeit zu Nähe, Intimität, Vertrauen usw. schreibt er beiden Geschlechtern gleichermassen zu, was ihn dazu veranlasst, von *nicht rollengesteuerten Beziehungsformen* zu sprechen, die in heu-

tiger Zeit gelebt werden. Zahlreiche Autor/-innen sind jedoch nicht dieser Auffassung und vertreten die These, dass rollengesteuerte Beziehungsformen nach wie vor aktuell sind und im Bereich der Geschlechter im Alltag wie auch in der Wissenschaft Kategorisierungen gemacht werden. Eine Autorin, welche diese Auffassung vertritt, ist die Sozialpsychologin Gisela Steins. Sie beschreibt in ihrem Werk *Identitätsentwicklung* (2008), dass klischeehafte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit heute immer noch weit verbreitet sind (vgl. Steins 2008: 23). „Männer verkörpern das rationale Prinzip, Frauen das emotionale Prinzip. Für Männer ist es wesentlich, leistungsfähig und kompetent zu sein, für Frauen ist es wesentlich, gefühlbetont zu sein.“ (Steins 2008: 23) Diese These untermauert sie unter anderem mit dem von Schneider-Düker / Kohler entwickelten Inventar zur Erfassung von Geschlechtsrollen, bei dem Probanden eine Einschätzung der sozialen Erwünschtheit für ein Geschlecht vornahmen. Beispielsweise folgende Eigenschaften wurden laut den Autor/-innen dieser Studie als statistisch bedeutsam angemessener für Männer in unserer Gesellschaft bestimmt: ehrgeizig, respekt einflößend, entschlossen, sachlich, unerschrocken, intelligent, kraftvoll, furchtlos und konsequent. Sowohl Frauen wie auch Männer beurteilten diese Items, die vorwiegend Leistungsfähigkeit und Kompetenz sowie im weitesten Sinne Selbstwirksamkeit und Kontrolle beschreiben, als angemessen für Männer unserer Gesellschaft. Auf der Finitätsskala wurden unter anderem folgende Eigenschaften genannt: romantisch, abhängig, weichherzig, feinfühlig, sinnlich, nachgiebig, selbst aufopfernd, verführerisch und herzlich (vgl. ebd.: 22f.). Ähnliche Zuschreibungen finden sich in weiteren von Steins zitierten Studien, in denen Frauen von beiden Geschlechtern als emotional, einfühlsam, fürsorglich und hilfsbereit, Männer hingegen als durchsetzungsfähig, kompetent und dominant beschrieben werden (vgl. ebd.: 23). „Damit werden Frauen eher als kompetent für die emotionale Dimension des zwischenmenschlichen Bereiches wahrgenommen und Männer für die Durchsetzung sachlicher Interessen.“ (Steins 2008: 23f.) Einer Frau wird somit eine andere Identität unterstellt als einem Mann und Frauen selber unterstellen sich wiederum auch eine andere Identität. In diesem Zusammenhang spricht Steins von einem doppelten Auftrag an heutige Frauen: Einerseits ist es erwünscht, feminin zu sein, und andererseits spiegeln maskuline Eigenschaften die Normen der heutigen Gesellschaft wieder. Wenn Frauen somit maskuline Anteile erwerben, profitieren sie offensichtlich davon (vgl. ebd.: 27), beispielsweise im Berufsleben. Steins drückt dies mit folgender Aussage provokativ aus: „Männer mögen also vom Mars kommen und auch dort bleiben, aber Frauen sollten sich zumindest auf einer Umlaufbahn zwischen Venus und Mars befinden.“ (Steins 2008: 27)

Steins spricht in diesem Zusammenhang von einer Geschlechtssegregation, also einer Trennung der Geschlechter. So beginnen Mädchen bereits im Alter von drei Jahren, wenn sie die Wahl haben, mit Mädchen zu spielen und Jungen mit Jungen. Es entstehen männliche und weibliche Subkulturen, wobei bei dieser Geschlechtssegregation eine Asymmetrie zu beo-

bachten ist (vgl. Steins 2008: 40). „Während es für Mädchen mit zunehmendem Alter akzeptiert wird, dass sie auch Jungenspiele mitspielen, ist der umgekehrte Fall für Jungen tabu. Dies gilt sowohl für Spiele, als auch für Kleidung.“ (Steins 2008: 40)

Bis heute wird das Selbstbild von Mädchen vor der Adoleszenz laut Steins unter anderem folgendermassen wiedergegeben: „Wir sind schöner als die Jungen“⁹, „Wir sind auch stark, aber die Jungen sind viel stärker“, „Mädchen können besser putzen und staubsaugen“, „Mädchen sind leicht beleidigt“, und „Jungen können alles machen, was sie wollen, (...) Mädchen nicht.“. Das Selbstbild der Jungen hingegen enthält so gut wie keine negativen Aussagen über sich selbst (vgl. ebd.: 42).

Steins beruft sich ebenfalls auf die Studie der Psychologin Eleanor Emmons Maccoby, die bereits von den Autorinnen Bührmann / Diezinger / Metz-Göckel in Kapitel 3.3.1 zitiert wurde. Maccobys Studie besagt, dass Mädchen allgemein ein expressiveres Kommunikationsverhalten haben, das heisst, dass sie andere seltener unterbrechen, häufiger Zustimmung ausdrücken, häufiger schon wissen was die andere Person sagen will und häufiger Konflikte schlichten. Jungen hingegen formulieren öfter Kommandos oder Drohungen, weigern sich Vorschläge anzunehmen, unterbrechen andere häufiger, bevorzugen eher Witze und Anekdoten als Kommunikationsinhalte und versuchen Geschichten anderer Personen zu übertreffen (vgl. ebd.: 41).

Des Weiteren beschreibt Steins die Resultate einer Beobachtungs- und Interviewstudie an Horten in Deutschland von Permien und Frank, die 1995 durchgeführt wurde. Bei dieser Studie wurden das Spielverhalten von Kindern zwischen sechs und elf Jahren untersucht. Das Spielverhalten der Mädchen wird als platzsparend und wenig raumgreifend im Gegensatz zu den Spielen der Jungen beschrieben und die Mädchen übernehmen besonders gerne Rollenspiele, hingegen die Jungen scheinen sich mehr für konkurrenzorientierte Spiele zu entscheiden. Die Mädchen erweitern durch die Rollenspiele ihre Fähigkeiten zur Empathie und Perspektivenübernahme (vgl. ebd.).

Soziale Kompetenzen durch Nachspielen realistischer Alltagssituationen werden eingeübt, aber auch traditionelle Rollen. (...) Die von Mädchen bevorzugten körperlichen Aktivitäten: Sportarten und -formen, in denen sie sozial vermittelten Normen der Ästhetik genügen, kreativ und kooperativ sein können und keinen Leistungsvergleichen ausgesetzt sind (...). (Steins 2008: 41)

Das Aufwachsen in den Subwelten trägt teilweise bei Mädchen laut Steins bis heute zu spezifischen Schwierigkeiten in der Entwicklung bei, insbesondere in der Entwicklung sexueller Beziehungen und dem Erleben psychischer Krisen. Gerade in der Zeit beginnender sexueller Kontaktaufnahmen steigen die Unzufriedenheitswerte der Mädchen mit ihrem Körper (vgl.

⁹ Diese Aussage wurde mit Abstand am Häufigsten genannt, weshalb man davon ausgehen kann, dass das Aussehen ein wichtiges identitätsstiftendes Merkmal liefert (vgl. Steins 2008: 42).

ebd.: 43f.). Die beiden Subkulturen der Mädchen und Jungen stossen während der Adoleszenz aufeinander. Diesen Schwierigkeiten versuchen Mädchen mit Tricks zu begegnen, die häufig auf stereotypen Erwartungen beruhen, wie beispielsweise das Vermeiden eines zu selbstbewussten Auftretens, der Gebrauch einer tentativen Sprechweise oder das Schmeicheln des Egos der Jungen, indem beispielsweise Themen zur Sprache gebracht werden, über die er reden kann (vgl. ebd.: 44).

Eine tentative Sprechweise bezeichnet den Gebrauch von Floskeln und Wörtern, die den eigenen Kompetenzanspruch einschränken: „Ich bin ja keine Expertin auf dem Gebiet, aber...“, „Vielleicht irre ich mich, aber...“, „Gewissermassen, vielleicht, möglicherweise, ...oder?“. Ein tentativer Sprechstil erzeugt zwar Sympathie auf der Seite der männlichen Zuhörer, wirkt auf diese aber auch gleichzeitig inkompetent und uninformiert. Argumente, die in einem tentativen Stil hervorgebracht werden, überzeugen nicht. Die heterosexuelle Beziehung wird also von Frauen als solche konstruiert, in der die Frau glaubt, sich schwächer darstellen zu müssen als sie in Wirklichkeit ist. (Steins 2008: 44)

Frauen stellen sich somit laut Steins heute nach wie vor schwächer in heterosexuellen Beziehungen dar, als sie sind. Bei Männern hingegen ist ein Trend zu einer Doppelmoral beobachtbar, da diese weiteren sexuellen Begegnungen nicht abgeneigt sind, jedoch von ihrer Partnerin Treue erwarten. Somit kommt Steins zum Schluss, dass Promiskuität bei Frauen als schlechter angesehen wird als bei Männern, wobei sie hier auf eine Studie von K.A. Doherty aus dem Jahre 1991 der Zeitschrift *Psychological Reports* verweist (vgl. ebd.).

Die Studie von Maccoby besagt weiter, dass heutige junge Männer relativ schnell „richtigen Sex“ (45%) wollen, junge Frauen hingegen damit in der Regel noch lange warten (nur 8% wollen relativ schnell „richtigen Sex“).

Statt diese Priorität durchzusetzen, fügen Frauen sich dem Wunsch der Männer: 44% der befragten Frauen berichteten gegen ihren Willen dem Wunsch des Mannes nachgekommen zu sein. Männer werden aufgrund solcher Befunde bis heute tendenziell eher als lustorientiert, Mädchen als beziehungsorientiert beschrieben. (Steins 2008: 45)

Nebst diesem unterschiedlichen Umgang mit dem ersten Sexualkontakt gibt es auch Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen in der Adoleszenz bezüglich ihres Selbstkonzepts. Wie erwähnt, nimmt das eigene Aussehen eine wichtige Rolle ein; Mädchen wie Jungen fürchten sich davor, dass ihr Aussehen nicht den gesellschaftlichen Anforderungen genügt. Das Idealbild der Frauen von Männern ist jedoch nicht so unterschiedlich wie das Idealbild der Männer von sich selber und die Jungen entwickeln sich mit Sportaktivitäten eher in Richtung dieses Idealbildes, um die vorhandene Krise zu bewältigen. Für Mädchen jedoch rückt das Idealbild, das sie von sich selber haben, während der Adoleszenz oftmals in weite Fer-

ne. Zusätzlich denken viele Mädchen und Frauen, dass Männer sie gerne viel dünner hätten, durchschnittlich sieben Kilogramm weniger, als sie wiegen. Hinzukommt, dass man gegen Körpergrösse, die als Ideal bei Männern gilt, nicht viel machen kann, jedoch ist es möglich, sich dünn zu hungern. So stagnieren Essstörungen bei Frauen seit Jahren auf hohem Niveau, was auch die psychische Konstitution einer Person stark beeinflusst. Die Krise bei Mädchen in der Adoleszenz drückt sich also darin aus, dass sie sich mehr in Richtung Feminität entwickeln (vgl. ebd.: 46).

Steins führt des Weiteren die Vorstellungen heutiger Erziehungsaufgaben bei Erwachsenen aus und zitiert eine Umfrage des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend aus dem Jahr 1997. Diese besagt, dass die Erziehung älterer Kinder sowohl in väterlicher als auch in mütterlicher Verantwortung gesehen wird, nicht jedoch die Erziehung kleiner Kinder. Diese soll nach wie vor durch die Mutter erfolgen. Des Weiteren wird beruflicher Erfolg für Männer in Deutschland häufiger für sehr wichtig gehalten als beruflicher Erfolg für Frauen, und zwar von Männern und Frauen (vgl. ebd.: 47-49). Laut Steins lässt sich also auch am Arbeitsplatz, ebenso wie in der frühen Kindheit, eine Segregation der Geschlechter beobachten, die sich in einer ungleichen Machtverteilung manifestiert. So finden sich mehr Frauen in Anstellungsverhältnissen mit einem geringeren Gehalt. In den sogenannten primären Jobs mit einer höheren Bezahlung, beispielsweise auf der Verwaltungs- und Managerebene, arbeiten heute immer noch mehr Männer als Frauen (vgl. ebd.: 50).

So kann auch im Erwachsenenalter der spezifische Charakter der entsprechenden Subwelt aufrechterhalten werden, der eine Integration erschwert und Männer wie Frauen ihre bereits in der Kindheit etablierten Subwelten aufrechterhalten lässt. Die sich daraus ergebenden Prioritäten und Unterschiede werden weiterhin trainiert und können lebenslang zu Missverständnissen zwischen Männern und Frauen führen. (Steins 2008: 51)

Ein Beispiel dafür ist die Art und Weise, wie Kritik angebracht wird. Frauen erteilen laut Steins in der Regel Kritik höflicher, indirekt und nehmen gleichzeitig Kritik an sich selber sehr ernst. Wird diese weich herübergebracht, wird sie jedoch oftmals von Männern nicht als Kritik wahrgenommen. Ähnlich verhält es sich mit Komplimenten. Frauen verstehen Feedback geben tendenziell als eine Aufforderung, ein paar nette, höfliche Aussagen zu machen, hingegen Männer bleiben diesbezüglich eher auf einer sachlichen Ebene (vgl. ebd.).

4. Erklärungsansätze

Zwischen den gesellschaftlichen Vorstellungen von Männern und Frauen bezüglich Sexualität und Beziehungen zu Zeiten der bürgerlichen Sexualmoral und zu heutigen Zeiten scheint es gewisse Veränderung, jedoch auch Parallelen und Wiederholungen zu geben. Im 20. Jahrhundert fanden gewaltige Entwicklungen statt. Die bis heute – je nach Ansicht mehr oder weniger ausgeprägt – herrschenden gesellschaftlichen Stereotype im Bereich von Sexualität und Beziehungen haben mit grosser Wahrscheinlichkeit einen Einfluss auf die Entwicklung von Mädchen und deren Selbstbilder in einer heterosexuellen Beziehung, was für den Bereich der Mädchen-/Frauenarbeit und Sexualpädagogik in der Sozialen Arbeit bedeutsam wird. Je nach Denkschule können diese Stereotypen mehr oder weniger vom Umfeld, der Gesellschaft und der Sozialen Arbeit beeinflusst werden. Darum interessieren in dieser Arbeit nicht nur der Vergleich der damaligen und heutigen sexualmoralischen Vorstellungen, sondern auch die theoretischen Erklärungen, warum diese existieren und ob es Möglichkeiten respektive Notwendigkeiten gibt, sie zu verändern. In diesem Kapitel werden darum der Konstruktivismus sowie die Soziobiologie theoretisch erklärt.

4.1 Konstruktivismus: radikal und erkenntnistheoretisch

„Selbst wenn ein menschliches Wesen die Welt erkennen würde, wie sie wirklich ist, könnte es das selbst doch nie wissen.“ (Von Glasersfeld 1997: 47f.)

Der Radikale Konstruktivismus gilt als der Anfang der Konstruktivismen und etablierte sich als Denkmodell in den 1970er Jahren. Zu dieser Zeit begann der wissenschaftliche Diskurs über Konstruktivismen, Wahrheits- und Realitätsbegriffe (vgl. Kraus 2002: 8). Nach und nach erweiterte sich das radikalkonstruktivistische Denken, so dass der Radikale Konstruktivismus heute nur noch einer von vielen Konstruktivismen ist. Neue Konstruktivismen haben sich in den letzten zehn Jahren geradezu inflationär entwickelt, so dass heute mindestens fünfzehn Kategorien davon existieren (vgl. Kraus 2003: 8f.).

Der Radikale Konstruktivismus bietet für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit aufgrund seiner Grundannahme, dass die Welt, welche wir wahrnehmen, ein individuelles Konstrukt ist, geeignete Erklärungen (vgl. Kraus 2002: 29). Der erkenntnistheoretische Konstruktivismus geht ebenfalls von dieser Annahme aus, kritisiert jedoch, dass die Verantwortung beim Radikalen Konstruktivismus in erster Linie dem Individuum und nicht der Gesellschaft zugeschrieben wird und bietet in Hinblick auf die Soziale Arbeit darum wertvolle Erkenntnisse. Aus diesen Gründen wird im nächsten Abschnitt nach einem kurzen Überblick auf den Konstruktivismus allgemein anschliessend auf die beiden Positionen radikaler und erkenntnistheoretischer Konstruktivismus eingegangen.

Eine Gemeinsamkeit aller konstruktivistischer Positionen ist die Annahme, dass Kognition keinen direkten Zugang zur Welt an sich hat, sondern nur zu den eigenen Bewusstseinszuständen informationell geschlossen operiert (vgl. Kraus 2013: 18). Der Konstruktivismus zeichnet sich somit durch eine grundlegende Skepsis bezüglich den Erkenntnismöglichkeiten des Menschen aus. Es wird daran gezweifelt, dass Sicherheit darüber gewonnen werden kann, dass das Wahrnehmungsergebnis dem Anlass der Wahrnehmung entspricht (vgl. Kraus 2010: 95). Jedoch wird nicht daran gezweifelt, dass es eine Realität gibt – man zweifelt nur an deren Erkennbarkeit (vgl. Kraus 2011: 99).

„*Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben?*“ (Watzlawick 1981: 9) Diese Frage ist für den Konstruktivismus zentral, da sie mehrere relevante Problemkreise berührt. Erstens wird die Frage aufgeworfen, *was* wir wissen, welche Ergebnisse die Erforschung der Wirklichkeit ergibt. Zweitens tritt die Frage auf, *wie* wir wissen: Unser Bild der Wirklichkeit hängt nicht nur davon ab, was ausserhalb von uns der Fall ist, sondern auch davon, *wie* wir dieses *Was* erfassen. Drittens stellt sich die Frage, was das Wort *glauben* in dem einleitenden Satz zu suchen hat. Dieses Wort zielt darauf ab, dass jede Wirklichkeit die *Konstruktion* dieser Menschen ist, die diese Wirklichkeit zu entdecken und zu erforschen *glauben* (vgl. Watzlawick 1981: 9). „Das vermeintlich Gefundene ist ein *Erfundenes*, dessen Erfinder sich des Aktes seiner Erfindung nicht bewusst ist, sondern sie als etwas von ihm Unabhängiges zu entdecken vermeint und zur Grundlage seines „Wissens“ und daher auch seines Handelns macht.“ (Watzlawick 1981: 9f.) Der Konstruktivismus geht davon aus, dass das, was wir zumeist als „objektive“ Wirklichkeit betrachten, dadurch entsteht, dass unser eigenes Erleben von anderen bestätigt wird. Dinge, die nicht nur von uns, sondern auch von anderen wahrgenommen werden, gelten für uns Menschen als real, wobei intersubjektive Wiederholungen von Erlebnissen die sicherste Garantie für „objektive“ Wirklichkeiten sind. Konstruktivist/-innen gehen davon aus, dass die Struktur der Umwelt, in der wir uns befinden, durch unsere Art und Weise des Erlebens und durch unsere begriffliche Einteilung entsteht (vgl. Von Glasersfeld 1992: 33).

Um zu verdeutlichen, was Konstruktivist/-innen damit meinen, wenn sie behaupten, dass es keine objektiv wahren Einschätzungen gibt, sondern dass diese nur immer in einem bestimmten Kontext denkbar sind, wird im Folgenden das Beispiel *On being sane in insane places* erörtert: Der amerikanische Psychologe David Rosenhan veröffentlichte 1973 die Studie mit dem deutschen Titel *Gesund in kranker Umgebung*. Rosenhan und weitere Mitarbeiter liessen sich freiwillig in Nervenkliniken aufnehmen, da sie angeblich Stimmen hörten und darum eine psychiatrische Behandlung wünschten. Sofort nach der Aufnahme in der Klinik gaben sie an, nun keine Stimmen mehr zu hören. Sie verhielten sich daraufhin so, wie

es ausserhalb der Klinik als „normal“ gegolten hätte. Die Dauer ihrer Behandlungen schwankte zwischen 7 und 52 Tagen und alle wurden mit der Diagnose Schizophrenie entlassen. Als Pseudopatient wurde keiner entlarvt, vielmehr wurden ihre Verhaltensweisen als Beweise für die Richtigkeit der Diagnose gewertet. Die Diagnose erschuf also eine Wirklichkeit, an der sich die Ärztinnen und Ärzte anstelle von beobachtbaren Tatsachen orientierten. Der Gesundheitszustand der Pseudopatienten hatte sich nicht verändert, wohl aber die Zuschreibung von Sinn und Bedeutung an die Gegebenheiten der Menschen in ihrer Umgebung. Solche Sinnzuschreibungen sind laut dem Konstruktivismus nicht Abbilder objektiver Wahrheiten, deren sich gewisse Menschen besser bewusst sind als andere, sondern sie sind nur innerhalb eines bestimmten Kontextes denkbar (vgl. Watzlawick 1992: 89f.). Oder wie es der Psychotherapeut Paul Watzlawick ausdrückte:

In Indien kann einem als *swami*, als Heiliger, vorgestellt werden, wer im Westen als katatoner Schizophrener diagnostiziert würde. Weder die eine noch die andere Einschätzung ist in irgendeinem objektiven Sinne wahr oder wirklich, die Folgen dieser Einschätzungen aber erschaffen konkrete Resultate persönlicher und gesellschaftlicher Natur. (Watzlawick 1992: 90)

Diese Einschätzung zeigt, dass die Welt nicht abgebildet oder erkannt werden kann, sondern auf Modelle zur Ordnung und Erklärung unserer Erfahrungen abzielt (vgl. Kraus 2010: 97), wie in dem Beispiel das Modell eines Heiligen oder eines Schizophrenen. Die Konstruktion „unserer Wirklichkeiten“ geschieht nicht im luftleeren Raum. Ob also der beschriebene Mann als Heiliger oder Schizophrener gilt, hängt von sozialen, pragmatischen und materiellen Rahmenbedingungen ab, der sogenannten Lebenslage (vgl. Kraus 2010: 102-105).

Der Konstruktivismus argumentiert weiter, dass das, was uns selbstverständlich und naturgegeben erscheint, konstruiert ist und auf sozialen Konventionen beruht. Mit einer konstruktivistischen Einstellung kann man also davon ausgehen, dass auch das, was als männlich bzw. weiblich gilt, sozial konstruiert wurde (vgl. Steins 2008: 55). „Da uns diese Konstruktionen aber häufig nicht bewusst sind, tragen wir dazu bei, dass sie täglich neu aufrechterhalten werden.“ (Steins 2008: 55) Menschliche Verhaltensweisen, Meinungen und Gefühle werden als sozial vereinbarte Konstruktionen verstanden und widerspiegeln weniger eine wahre Wirklichkeit, sondern vielmehr eine unausgesprochene und ungeschriebene soziale Einigung (vgl. ebd.: 56). Wenn sich also Frauen auch heute noch im Bereich der Sexualität und Beziehung dem Wunsch der Männer fügen und gegen ihren eigenen Willen handeln, wie dies in Steins These vertreten wird (These 4), kann dies aus dem Grund geschehen, weil die Geschlechterrollen nach wie vor sozial vereinbarte Konstruktionen sind und auf ungeschriebenen sozialen Einigungen beruhen.

Damit wird die Verantwortung, warum sich Menschen bis heute so verhalten, nicht ihren biologischen Veranlagungen, sondern dem denkenden Menschen selber zugeschrieben. Diese konstruktivistische Anschauung bezüglich der Verantwortung ist eine *radikal konstruktivistische* und wurde beispielsweise vom Psychologen Ernst von Glasersfeld vertreten. Der radikale Konstruktivismus macht den Menschen für sein Denken, Wissen und Tun verantwortlich (vgl. Von Glasersfeld 2010: 16f.). Anders als Behaviorist/-innen, welche die Verantwortung tendenziell der Umwelt zuschreiben und Soziobiolog/-innen, auf die später eingegangen wird, welche tendenziell die Gene verantwortlich machen, deutet der radikale Konstruktivismus an, dass wir die Welt, in der wir zu leben meinen, uns selbst zu verdanken haben (vgl. ebd.: 17). Folgt man dieser Argumentierung, kann man schlussfolgern, dass jeder einzelne Mensch durch sein Handeln und seine Einstellung selber dafür verantwortlich ist, dass sich gewisse Sexualnormen bis heute durchsetzen. Gleichzeitig, und dies scheint die positive Seite dieser Argumentation zu sein, könnten sich diese Normen auch verändern, da die geschlechtsspezifischen Stereotypen konstruiert sind.

Menschen gelten in dieser Denkschule als nicht-triviale Maschinen, weil ihre Reaktionen nicht voraussehbar oder berechenbar sind, sondern durch innere Zustände determiniert werden, was die Möglichkeit externer Steuerung undurchführbar erscheinen lässt. Konstruktivistisch scheint darum die Argumentation naheliegend, dass Macht von aussen nicht möglich sein kann. Das, was wir als Phänomene der Macht beobachten, also beispielsweise laut manchen Theoretiker/-innen die heutige Sexualmoral, bei der Männer Macht über Frauen ausüben, entsteht laut dem radikalen Konstruktivismus nur dadurch, dass sich die Ohnmächtigen unterwerfen (vgl. Kraus 2013: 122). Dabei werden Befehle nicht durchgesetzt oder erzwungen, sondern der Gehorsam ist „zu finden“ (vgl. ebd.: 123).

Es gilt, die Bereitschaft zu Gehorsam zu nutzen. Herrschaft ist folglich nur möglich, wenn der Beherrschte sie zulässt, sie ist nur möglich, wenn ein „Minimum an Gehorchenwollen, also Interesse am Gehorchen“ vorhanden ist. Somit scheint es, als hänge die Möglichkeit der Herrschaft nicht von der Entscheidung der Herrschenden, sondern von der Entscheidung der Beherrschten ab. (...) Ohne die Bereitschaft zur Unterwerfung, zur Knechtschaft, kann Macht nicht ausgeübt werden. (Kraus 2013: 123)

Radikale Konstruktivisten gehen so weit, dass sie Unterwerfung als autonomen Akt beschreiben. Laut ihnen ist der / die Machtausübende auf die autonome Entscheidung, den eigenen Willen aufzugeben, angewiesen. Ohne diese Aufgabe kann keine Macht ausgeübt werden. Macht gilt in dieser Sichtweise als ein Mythos und eine soziale Illusion. Ohnmacht ist ausschliesslich von den Ohnmächtigen selber zu verantworten (vgl. ebd.).

Dieser radikal konstruktivistischen Anschauung stellt der deutsche Erkenntnistheoretiker und Vertreter einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit Björn Kraus den *erkenntnistheoretischen Konstruktivismus* entgegen, der sich für eine ethisch verantwortbare Soziale Arbeit einsetzt (vgl. Kraus 2002: 5), indem er es kritisiert, wenn die Verantwortung für die Lebensgestaltung ausschliesslich dem Individuum zugeschrieben und damit alle Risiken privatisiert werden (vgl. Kraus 2011: 114). „Trotz der Zuschreibung von kognitiver Autonomie ist es unangemessen, den Menschen als unbegrenzt eigenverantwortlich zu betrachten.“ (Kraus 2013: 140) Der Mensch ist dies laut Kraus nicht, da er strukturell an seine Systemumwelt gekoppelt ist. Der einzelne Mensch ist nur für die Wahl der ihm zur Verfügung stehenden Alternativen zuständig, nicht jedoch für die Alternativen selber (vgl. Kraus 2011: 114). Wir Menschen können nur innerhalb der uns zur Verfügung gestellten Alternativen handeln. Die Wahl zwischen den Alternativen liegt beim Individuum, wählen kann es allerdings nur innerhalb der zur Verfügung stehenden Rahmenbedingungen (vgl. Kraus 2013: 140).

Damit kritisiert der erkenntnistheoretische Konstruktivismus die Überbetonung der Subjektperspektive des radikalen Konstruktivismus, „die den Eindruck erweckt, die subjektive Konstruktion der `Wirklichkeit` sei die willkürliche und geradezu beliebige Leistung individueller Kognition.“ (Kraus 2013: 18) Die Konstruktionen von Lebenswelten sind laut Kraus durch die Bedingungen der Umwelt begrenzt, auch kognitive Konstruktionen werden somit nicht im luftleeren Raum vollzogen (vgl. ebd.), sondern durch Umweltfaktoren beeinflusst. Kraus geht von einer Realität aus, die die Rahmenbedingungen unseres Lebens zur Verfügung stellt. Kognitive Strukturen sind laut ihm nicht beliebig, sondern durch die Realität in ihren organisationalen und sozialen Bezügen beeinflusst und begrenzt (vgl. ebd.: 27f.). Er kritisiert damit die Annahme, dass Individuen ihre Wirklichkeit vollkommen unabhängig von der zu Grunde liegenden Realität konstruieren und jegliche Erkenntnis ausschliesslich vom Subjekt abhängig ist, was von Kraus die *Ausschliesslichkeitsthese* genannt wird (vgl. ebd.: 60). Er drückt dies folgendermassen aus:

Jede Erkenntnis ist zwar die subjektive Leistung des jeweiligen Individuums, nur handelt es sich nicht um eine willkürliche Erfindung, sondern um eine Konstruktion, welche von der Realität abhängig ist und zwar derart, dass die jeweilige Konstruktion oder eben auch Erfindung nicht mit der Realität unvereinbar sein darf. (...) Die Wirklichkeit wird zwar vom Individuum konstruiert, aber eben immer unter den Bedingungen der Realität. (Kraus 2013: 60)

Der Ansicht der radikalen Konstruktivist/-innen, dass Unterwerfung ein autonomer Akt ist und die Aufgabe des Willens eine autonome Entscheidung, hält Kraus entgegen, dass es Gründe für die autonome Aufgabe der Autonomie gibt, die nicht vom sich Unterwerfenden zu verantworten sind. Organismen sind nicht unabhängig von ihrer Systemumwelt, sondern strukturell an diese gekoppelt, und können deshalb auch beeinflusst werden, beispielsweise direkt

durch die Anwendung von Gewalt oder indirekt durch das Wegnehmen oder Vorenthalten von für den Organismus relevanten Gütern. Damit werden Handlungsmöglichkeiten reduziert (vgl. ebd.: 123f.).

Will man also eine Person zu einem bestimmten Verhalten oder Denken zwingen, ist grundsätzlich deren Unterwerfung nötig. Jedoch kann Macht auch anders ausgeübt werden, nämlich ohne autonomen Entscheid der unterworfenen Person zur Unterwerfung. Dies ist dann der Fall, wenn die Möglichkeiten des Gegenübers drastisch reduziert werden. Dazu braucht es keine Unterwerfung (vgl. Kraus 2013: 125).

Es wird deutlich, „dass Macht gegenüber dem Körper eines Menschen zwar die Möglichkeit eröffnet, diesen an Handlungen, die er durchführen möchte, zu hindern. Keinesfalls ist es aber möglich, einen Menschen dahingehend zu instruieren, dass er Handlungen ausführt, die er partout nicht ausführen möchte.“ (Kraus 2013: 125) Mit Blick auf den Körper kann also nicht davon ausgegangen werden, dass Macht immer die Unterwerfung der Ohnmächtigen benötigt. Wie sieht es jedoch im kognitiven Bereich aus? Kommt die destruktive¹⁰, Handlungsmöglichkeiten reduzierende Macht auch hier zum Vorschein? Kraus bejaht dies und bringt als Beispiel das Vorenthalten von Informationen (etwa „das Dummhalten des Volkes“) als weitere Möglichkeit von Macht, die auf der Reduktion von Möglichkeiten basiert, an. Dies kann beispielsweise die wissenschaftliche Sprache sein, welche in diesem Fall ein Monopol respektive ein Mittel destruktiver Macht darstellt (vgl. ebd.: 127).

Dem Mächtigen mag es möglich sein, den „Ohnmächtigen“ an bestimmten Überlegungen oder Handlungen zu hindern, indem er ihm das hierzu notwendige Wissen vorenthält. Aber auch auf diesem Weg kann er keinesfalls bestimmte Handlungen oder gar Denkweisen determinieren. Dennoch kann er die Chance zur Reduktion von Möglichkeiten haben und somit auch auf kognitiver Ebene die Chance zu destruktiver Macht. (Kraus 2013: 127f.)

Laut diesen Ausführungen lassen sich also auch innerhalb des kognitiven Bereichs Möglichkeiten destruktiver Macht finden. Kraus widerspricht damit der verallgemeinernden Aussage des radikalen Konstruktivismus, dass Unterwerfung ein autonomer Akt ist, auf den der / die Machtausübende angewiesen ist, um Macht ausüben zu können. Verfügt man über die notwendigen materiellen oder immateriellen Grössen, können die Möglichkeiten von anderen Menschen reduziert und damit destruktive Macht auch ohne die Bereitschaft der Unterwerfung des Gegenübers ausgeübt werden (vgl. ebd.: 128).

¹⁰ Kraus unterscheidet zwischen instruktiver und destruktiver Macht. Mit instruktiver Macht ist die Chance gemeint, das Verhalten oder Denken eines Menschen zu determinieren. Destruktive Macht hingegen reduziert die Möglichkeiten eines Menschen. Erstere ist vom Eigensinn der zu Instruierenden abhängig, die Zweite jedoch nicht, da sich die Betroffenen der destruktiven Macht nicht verweigern können (vgl. Kraus 2013: 126).

Instruktive Macht hingegen bedarf der Unterwerfung und ist als ein soziales Konstrukt in sozialen Beziehungen insofern wirksam, als sie in Form reziprok organisierter Rollenerwartungen Handlungsentwürfe orientiert. Der oder die „Ohnmächtige“ folgt entgegen den eigenen Wünschen den instruktiven Wünschen der / des Mächtigen, da dieser / diesem die notwendige Macht zugeschrieben wird. Der / die Mächtige kann dann den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchsetzen (vgl. ebd.: 128f.).

Schlussendlich gilt es jedoch auch zu betonen, dass Macht laut Kraus und seinem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus keinesfalls nur negativ konnotiert werden kann. Destruktive Macht beispielsweise kann eingesetzt werden, um Misshandlungen zu verhindern oder zu ermöglichen. Instruktive Macht wiederum kann darauf zielen, dass die misshandelte Person über die Misshandlungen nicht spricht oder darauf, dass die Person, die misshandelt, dieses Verhalten unterlässt. Die Begriffe *instruktive Macht* und *destruktive Macht* beinhalten also als solche noch keine normative Bewertung (vgl. ebd.: 130).

4.2 Soziobiologie

Die Soziobiologie stellt nicht eine zentrale Theorie in der Sozialen Arbeit dar, verglichen mit dem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus von Kraus. Bei dem hier behandelten Thema jedoch scheint die Frage, welchen Einfluss unsere Gene auf unser Handeln haben, und wie stark unser Verhalten in Bezug auf Sexualität tatsächlich beeinflusst werden kann, zentral. Das in dieser Arbeit behandelte Thema wirft die Frage auf, ob es denn überhaupt Sinn macht, darüber nachzudenken, wie wir unsere Sexualität ausgelebt haben und heute ausleben, oder ob wir uns nicht besser auf unsere Gene verlassen sollten, die unser Verhalten als Mädchen oder Junge respektive als Frau oder Mann leiten und damit die sexualmoralischen Vorstellungen bestimmen, so dass Versuche zu deren Veränderung wenig hilfreich sind, weil die Geschlechterkategorisierungen gar nicht veränderbar sind.

In diesem Kapitel wird deshalb die Soziobiologie als zweite Denkschule theoretisch eingeführt.

„Handeln wir wirklich so, wie `wir` wollen, oder sagt uns eine innere Stimme, was `wir` wann zu wollen und zu denken haben?“ (Kilian 2009: 10) Diese Frage ist zentral in der Denkschule der Soziobiologie: Wir Menschen wissen grundsätzlich laut der Soziobiologie, wann es Zeit ist, den nächsten Schritt in unserem Lebenslauf einzuleiten. So wussten wir beispielsweise, wann wir vom Krabbeln zum Gehen umsteigen mussten. Wir spielten Fangen und Steinchenwerfen, wie alle Kinder auf der Welt diese Spiele spielen, die einem niemand beibringen muss. Wir fochten in der Schule Hierarchien aus, ohne zu wissen, welches Programm uns die Emotionen und Motivationen zum Raufen gab. In der Pubertät galt unser Interesse plötzlich dem anderen Geschlecht. Die Soziobiologie fragt, ob wir wirklich eine Beziehung geplant haben, oder ob uns dieses Lustgefühl vorgegeben wurde. Haben wir uns unsere sexuelle Ausprägung ausgesucht? Warum überkam uns das innere Gefühl, einen Partner oder eine

Partnerin fürs Leben zu finden und eine Familie zu gründen? Weiter fragt die Soziobiologie, ob das erste Kind logisch geplant war. Oder ob die Frau das Gefühl hatte, dass es Zeit wurde, weil ihr etwas fehlte, auch wenn sie nicht sagen konnte, was es war.

Die Soziobiologie vertritt die Ansicht, dass uns ein inneres Gefühl antreibt, das in jedem Lebensabschnitt sagt, worauf wir Lust haben, und das uns zu einem Ziel lenkt, welches die Natur seit Jahrmillionen für uns aussucht (vgl. ebd.: 9f.). So leben Millionen von Arten ihr Leben genauso erfolgreich wie wir, ohne dass sie grossartig darüber nachdenken müssten, was sie wann zu tun haben, weil sie sich auf ihre innere Stimme verlassen. Die Natur liess die überleben und erfolgreich sein, welche die richtigen Informationen für die Zukunft in ihrem Lebenslauf mit ihren inneren Stimmen hörten (vgl. ebd.: 10). Der Biologe Andreas E. Kilian beschreibt dies folgendermassen:

Es sind unsere Gene, die uns mit Hilfe unseres Gehirns, unserer Lust und Launen, unserer Motivationen und Emotionen dazu verleiten, bestimmte Verhalten zu zeigen und unseren Lebenslauf zu absolvieren (...). Was wir von der Umwelt wahrnehmen ist daher nicht die Welt, wie sie ist, sondern die Welt, die unsere Gene im Augenblick brauchen, um die richtigen Informationen für unsere Lebenslaufphase zu erhalten (...). Wir nehmen nur die Ausschnitte, die gerade für uns interessant sind, wahr. Und wir verhalten uns dementsprechend. (Kilian 2009: 10)

Laut der Soziobiologie entwickeln wir uns durch minimale hormonelle Unterschiede zur männlichen oder weiblichen Seite, so dass es Menschen gibt, die eher wie Frauen aussehen, wie Frauen denken und wie Frauen fühlen, und solche, die eher wie Männer denken, wie Männer aussehen und wie Männer fühlen. Der Mensch ist jedoch laut den Soziobiolog/-innen weder zu einhundert Prozent Mann noch zu einhundert Prozent Frau. Unsere Gene erschaffen mit Hilfe der Hormone nur Phänotypen, die sich in den Geschlechtsstrategien im alltäglichen Leben unterscheiden (vgl. ebd.: 68).

Solche Geschlechterstrategien sind beispielsweise die Verhaltensweisen bei der Reproduktion. Da sich männliche Lebewesen im Allgemeinen ihrer Vaterschaft nie sicher sein können, starten sie so viele Fortpflanzungsversuche wie möglich und mit möglichst vielen weiblichen Lebewesen. Sex mit vielen weiblichen Lebewesen und bei jeder Gelegenheit erhöht die Wahrscheinlichkeit auf eine Vaterschaft. Weibliche Lebewesen sind sich ihrer Mutterschaft immer sicher, müssen aber auch das Risiko der Schwangerschaft tragen, und achten daher auf die Qualität der Bewerber, um die begrenzte Anzahl an Eizellen sinnvoll einzusetzen (vgl. ebd.: 76). Kilian beschreibt dies folgendermassen:

Die beiden unterschiedlichen Geschlechterstrategien können in zwei hypothetischen Extremen zum Ausdruck kommen. Könnten Männchen tun und lassen, was sie wollen, so wären die Weibchen permanent tragend. Die Geburtenrate würde in die Höhe schnellen und die Population exponentiell wachsen. Würden sich die Weibchen die Männchen aussuchen können und nur das Allerbeste zur Paarung zulassen, so würden die Geburtenraten sinken. Im Extrem wäre es möglich, dass ein sehr egoistisches Weibchen so sehr auf das allerbeste Männchen, den Göttergatten, wartet, dass sie zeitlebens gar nicht zur Fortpflanzung schreiten würde. Die Realität liegt bei allen Arten irgendwo zwischen diesen beiden Extremen. (Kilian 2009: 76)

Die Realität in den deutschsprachigen Ländern Europas liegt tatsächlich zwischen den Extremen Promiskuität und damit verbunden vielen Schwangerschaften sowie Monogamie respektive wenig Schwangerschaften aufgrund wenig Sexualpartnerwechsel. Wir leben heute in der Regel nicht mehr eine lebenslange Monogamie und auch nicht Promiskuität, sondern serielle Monogamie, welche die heutige gesellschaftliche Norm bezüglich Sexualmoral geworden ist. Lebenslange Monogamie gilt laut der Soziobiologie allgemein als das seltenste Fortpflanzungssystem, wenn man menschliche und tierische Lebewesen betrachtet, da es eine permanente Kontrolle voraussetzt und Menschen wie Tiere diese Selbstbeschränkungen offensichtlich nicht lange in Kauf nehmen können. Die Scheidungsraten in deutschsprachigen Ländern scheinen dies zu belegen: In Deutschland herrscht eine Scheidungsrate von über fünfzig Prozent (vgl. ebd.: 83), in der Schweiz sieht die Lage sehr ähnlich aus.

Trotzdem, dass wir uns heute anscheinend mehrheitlich von der Idee einer lebenslangen Sexualitätsbeziehung verabschiedet haben, die früher zu bürgerlichen Zeiten vor allem von Seiten der Männer mit Machtstrategien durchgesetzt wurde, dreht sich auch heute laut der Soziobiologie bei dem Thema Sexualität von Menschen vieles um Macht, Dominanz und Unterwürfigkeit. So hat Sexualität viele Parallelen zu Kampfverhalten. Dominanz und Unterwürfigkeit gehören beim Sex heute noch zum Repertoire der Menschen. Viele Stellungen und Griffe, die während dem Sexualakt ausgelebt werden, sind so angelegt, dass die Partnerin nicht entkommen kann (vgl. ebd.: 57f.), wie beispielsweise die häufigste Paarungsstellung der Menschen, in der die Frau auf dem Rücken liegt und der Mann an vier Punkten auf dem Boden Halt sucht. Die Frau kann dabei nicht weglaufen und der Mann nicht runter gehoben werden. Menschen bevorzugen offensichtlich intuitiv eine Stellung, in der die Paarung nicht verhindert werden kann. Die Soziobiologie begründet dies damit, dass der Mann sich damit vor der Aufmerksamkeit und dem Zugriff der anderen Männer intuitiv schützt, womit Macht demonstriert wird (vgl. ebd.: 61).

Das Schamgefühl der Menschen stellt einen weiteren Machtanspruch dar. Es dient unter anderem dem Schutz der Frauen gegen sexuelle Handlungen, die gegen ihren Willen ausge-

führt werden. So lautet die Devise „nur nicht provozieren“, obwohl es laut der Soziobiologie manche gibt, die mit ihren Reizen spielen und erobert sind, wenn sich die Falschen angesprochen fühlen (vgl. ebd.: 59). Zu dem Nicht-Provozieren zählt auch unsere Vorliebe für die Monogamie, wenn wir uns in einer sexuellen Beziehung befinden, da durch häufigen und regelmässigen Sex das Aggressionspotential der männlichen Gruppenmitglieder deutlich verringert wird. Sex erhält damit beim Menschen eine friedensstiftende Bedeutung. Aggression und Sexualität sind laut der Soziobiologie bei Männern immer noch eng miteinander gekoppelt (vgl. ebd.: 60-62).

Bei Frauen hingegen spielt eine höhere Fertilität eine wichtige Rolle. Junge Frauen gelten als attraktiver, da sie noch mehr Eizellen besitzen und mehr Lebenszeit zur Verfügung haben, um Kinder gross zu ziehen. Damit erklärt die Soziobiologie die Erfolge von schlanken, jungen Models und warum Frauen, die permanent so aussehen, als wären sie gerade aus der Pubertät gekommen, sich der Aufmerksamkeit der Männer sicher sein können. Attraktivität verheisst Macht über die Partner und Artgenossen (vgl. ebd.: 63). Und Macht über die Partner scheint gerade für das Aufziehen von Kindern von gewisser Bedeutung zu sein: Frauen binden Männer laut der Soziobiologie mit zusätzlichen Versprechen an sich, um Investitionen in Form von Nahrung und Verteidigung für die Kinder zu erhalten. So ein Versprechen ist regelmässiger Sex, der den Männern weitere exklusive Vaterschaften verspricht und damit sie weiter bereit sind, in diese Beziehung zu investieren (vgl. Kilian 2009: 65). „Sex ist somit der Kitt der menschlichen Partnerschaft und eine Voraussetzung zur hormonell gesteuerten emotionalen Bindung, sprich zur Liebe.“ (Kilian 2009: 65) Die Frau versucht ihren eigenen Vorteil zu maximieren, also möglichst ihren Genpool erfolgreich weiterzugeben. Würde sich nämlich der Vater der Kinder promiskuitiv verhalten, würde die Wahrscheinlichkeit steigen, dass er auch mit anderen Frauen Nachwuchs aufziehen muss, wodurch sie wiederum über weniger Ressourcen zur Pflege ihres Nachwuchses zur Verfügung haben würde. Der Mann hingegen legt Wert auf die Treue der Frau, da er sich gegen so genannte „Kuckuckskinder“ schützen möchte (vgl. Steins 2008: 109). Trotzdem scheint jedoch die sexuelle Treue für Frauen einen grösseren Vorteil zu bringen:

Wie viel Nachwuchs können Männer und Frauen nun zeugen in Abhängigkeit von ihrem eigenen Verhalten? Frauen können – egal ob sie oder er treu oder promiskuitiv sind – immer nur dieselbe Anzahl von Nachwuchs zeugen. Männer jedoch können, egal ob die eigene Partnerin treu oder promiskuitiv ist, immer dann den meisten Nachwuchs zeugen, wenn sie sich promiskuitiv verhalten. Die effektivste Strategie für Männer besteht also darin, so zu tun, als wären sie treu. (Steins 2008: 110)

Bisher wurde also ersichtlich, dass laut der Soziobiologie die Gene unser Verhalten als Mann oder Frau in punkto Sexualität und Geschlechterstrategien wesentlich beeinflussen. Frauen

schlafen laut dieser These beispielsweise regelmässig mit ihren Partnern, damit diese für Nahrung und Verteidigung für ihre Kinder – also für eine bestimmte Form von Sicherheit und Schutz – sorgen und weiterhin in die Beziehung investieren. Frauen hingegen verfügen über ein ausgeprägtes Schamgefühl, mit dem sie sich vor sexuellen Handlungen gegen ihren Willen schützen. Spielt eine Frau zu stark mit ihren Reizen, geht sie das Risiko ein, dass sich die falschen Männer angesprochen fühlen.

Was aber heisst dies nun aus Sicht der Soziobiologie für die Sexualmoral? Bedeutet dies, dass wir permanent gesteuert und getrieben werden und dem ausgeliefert sind? Dass eine Frau unfreiwillige sexuelle Handlungen dulden muss, wenn sie sich aufreizend gekleidet hat und der Mann sich aufgrund seines genetisch gesteuerten Verhaltens gar nicht gegen diese Handlung wehren konnte? Bedeutet dies, dass eine Frau regelmässig mit einem Mann schlafen muss, damit sie sich Schutz und Sicherheit „erkaufen“ kann? Und ist dies der Hauptgrund, warum sie mit ihm schläft, nach dem Motto „Der Sex ist der Preis, den Frauen für die Ehe zahlen – Die Ehe ist der Preis, den Männer für den Sex zahlen“ (Steins 2008: 115), so dass solche Verhaltensweisen nicht veränderbar sind, da sie genetisch determiniert sind? Ganz bestimmt nicht, sagt die Soziobiologie, und grenzt sich damit von genetischen Determinist/-innen ab. Die Soziobiologie stellt sich gegen diesen Gen-Mythos (vgl. Dawkins 2010: 12). Laut den Soziobiolog/-innen sind unsere Gene nicht mit einem Programm zu vergleichen, das uns willenlos und unveränderbar macht. Würde sich unser Sexualverhalten wie ein Programm abspulen, wären unsere Verhaltensweisen unabwendbar. Wir könnten diese im besten Fall bändigen, jedoch nicht ändern. So wie wir sind, würden wir bleiben, und könnten dies weder durch Willen noch durch Erziehung oder Kultur verändern. Mit dieser deterministischen Sichtweise, die oftmals der Soziobiologie unterstellt wird, wird dem Individuum die moralische Verantwortung für sein Handeln abgesprochen (vgl. ebd.: 12f.). Laut den Soziobiolog/-innen gibt es zwar eine physikalische, materialistische Grundlage für alle unsere Handlungen – die Gene. Aber selbst wenn man glaubt, dass alle unsere Handlungen durch physikalische Ursachen in der Vergangenheit vorbestimmt sind, die Ursachen also genetisch sind, bedeutet dies nicht, dass diese unvermeidbar sind. Der Glaube, dass Umweltursachen veränderbar und genetische Ursachen unveränderbar sind, gilt in der Soziobiologie als schwer auszurottender Mythos. Geschlechtsspezifische Unterschiede bei Vorlieben von Männern und Frauen sind laut der Soziobiologie darum genetisch determiniert, weil die Gesellschaft Menschen ohne Penisse zur Freude am Stricken und zum Spielen mit Puppen erzieht. Kinder mit Penissen jedoch werden zum Spielen mit Waffen und Plastiksoldaten konditioniert. Die Vorlieben von Mädchen und Jungen sind damit genetisch determinierte Unterschiede, die gesellschaftlich durch die Tatsache des Besitzes oder Nichtbesitzes eines Penis respektive durch Geschlechtschromosomen bestimmt werden (vgl. ebd.: 13f.).

Macht sich ein genetischer Geschlechtsunterschied nur auf dem Weg über ein geschlechtsbezogenes Erziehungssystem bemerkbar, so handelt es sich dennoch um einen genetischen Unterschied. (...) Genetische Ursachen und umweltbedingte Ursachen unterscheiden sich grundsätzlich nicht voneinander. Bestimmte Einflüsse, ob genetische oder umweltbedingte, sind nur schwer umkehrbar, andere dagegen lassen sich leicht umkehren. Oft kommt es nur darauf an, das richtige Mittel einzusetzen. Entscheidend ist: Es existiert kein allgemeiner Grund für die Annahme, dass genetische Einflüsse schwieriger umzukehren sind als umweltbedingte. (Dawkins 2010: 15)

Laut der Soziobiologie können also die Auswirkungen von Erziehung oder anderen kulturellen Einflüssen unter bestimmten Umständen genauso unveränderlich und unumkehrbar sein, wie diejenigen von den Genen (vgl. ebd.: 16). Oder anders ausgedrückt:

Wenn ich reinerbig für ein Gen G bin, dann kann, Mutation ausser Acht gelassen, mich nichts davon abhalten, dass ich G an alle meine Kinder weitergebe. So viel ist unabänderlich. Aber ob meine Kinder oder ich die phänotypischen Auswirkungen, die man normalerweise mit dem Besitz von G verbindet, aufweisen oder nicht, kann in hohem Masse davon abhängen, wie wir aufgewachsen sind, wie wir uns ernährt haben oder erzogen wurden (...). (Dawkins 2010: 16)

Wenn wir also von der Entwicklung der Sexualmoral sprechen, legt die Soziobiologie auf nichtgenetische Faktoren wie beispielsweise die Bedingungen der Umwelt ebenso viel Gewicht wie auf genetische (vgl. ebd.: 104). Zudem können egoistische Verhaltensweisen, die wir an den Tag legen, wenn wir in der Sexualität Unterdrückung ausüben, beeinflusst und verändert werden. Wir sind durchaus zu selbstlosem Verhalten fähig und nicht genetisch gesteuerte sexuelle Wesen. Unsere Gene transportieren jedoch laut Soziobiologie nicht per se Selbstlosigkeit. Wenn wir eine Gesellschaft wollen, in der man sich grosszügig, rücksichtsvoll und selbstlos zugunsten eines gemeinsamen Wohlergehens zeigt, kommt uns diesbezüglich die Natur nicht zu Hilfe. Grosszügigkeit und Selbstlosigkeit muss man laut der Soziobiologie lehren, weil wir egoistisch geboren sind. Erst wenn wir das verstanden haben, können wir damit beginnen, die Pläne der Gene zu durchkreuzen – denn sie steuern zwar unser Verhalten, aber dieses ist beeinflussbar. Wenn wir eine solche Veränderung von egoistischem Verhalten anstreben, so tun wir laut Soziobiolog/-innen etwas, das keine andere Art bisher jemals angestrebt hat (vgl. Dawkins 2000: 26). Genetisch ererbte Merkmale sind also nicht feststehend. Unsere Gene mögen uns anweisen, egoistisch zu sein, aber wir sind nicht gezwungen, ihnen ein Leben lang zu gehorchen. Altruismus kann laut der Soziobiologie gelernt werden, jedoch sind wir darauf genetisch nicht programmiert (vgl. ebd.). Dies äussert sich beispielsweise dadurch, dass wir wertvolle Ressourcen nicht teilen wollen, sei dies Nahrung, Territorium oder eben Geschlechtspartner/-innen (vgl. ebd.: 30).

5. Zusammenfassung der Ergebnisse und kritische Reflexion

Die aus der zusammengetragenen Literatur gewonnenen Erkenntnisse werden im Folgenden zusammengefasst, von verschiedenen Seiten beleuchtet und kritisch reflektiert. Zentrale Ergebnisse werden jeweils als Titel der Abschnitte dargestellt – auf diese wird dann im nächsten Kapitel, in welchem die Konsequenzen für die Soziale Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen im Adoleszenzalter thematisiert werden, eingegangen.

Die Sexualmoral als ein sich veränderndes Phänomen – im steten Wandel begriffen

Die Sexualmoral im Mittelalter wie auch zu Zeiten des Bürgertums wird grundsätzlich historisch unterschiedlich betrachtet. Es gibt Theoretiker/-innen, die davon ausgehen, dass Sexualität verheimlicht und unterdrückt wurde und solche, die dem widersprechen. So wird die Entwicklung der Sexualmoral vor dem 19. Jahrhundert unterschiedlich geschildert. Es lassen sich zwei Tendenzen beschreiben: Die einen betonen, dass damals die Verheimlichung der Sexualität fehlte und noch keine strenge Beschränkung der Sexualität auf die Beziehung von einem Mann zu einer Frau vorherrschte (Elias). Die anderen wiederum sind der Ansicht, dass die Scham zum Wesen des Menschen gehört und auch im Mittelalter Nacktheit und Sexualität nicht öffentlich gelebt wurden (Duerr). Elias und Duerr lieferten sich aufgrund ihrer unterschiedlichen Sichtweisen nach dem Verfassen ihrer Werke über Zivilisationsprozesse schriftliche Debatten und kritisierten sich gegenseitig heftig. Man kann nun dem einen oder dem anderen theoretischen Strang folgen, wichtiger erscheint jedoch, dass die Ausführungen der beiden Autoren zeigen, dass die Entwicklung der Sexualmoral seit dem Mittelalter in einem steten Wandel begriffen ist und die Schamwelle immer mal wieder auf Gebiete ausgedehnt wurde, die zuvor weniger mit Schamgefühlen belegt gewesen waren. Beide Autoren betonen, dass Kinder im 16. Jahrhundert mehr sahen als diejenigen zu späteren Zeiten. Es wurde weniger hinter die Kulissen geschoben und verborgen, als dies beispielsweise im 19. Jahrhundert der Fall war (vgl. Duerr 1990: 12). In der Entwicklung der Menschheit hat sich somit bis heute vieles verändert (vgl. ebd.: 14), diesbezüglich scheinen sich die beiden Autoren Elias und Duerr einig zu sein. Die Sexualmoral ist ein sich veränderndes Phänomen, in stetigem Wandel begriffen.

Unterdrückung der Sexualität hat im 19. Jahrhundert grundsätzlich stattgefunden, jedoch ist die Orientierung am Begriff der Repression bei verschiedenen Autor/-innen unterschiedlich stark ausgeprägt

Rückblickend gibt es die einen, welche die Zeit des Bürgertums als eine Zeit der Repression und Unterdrückung schildern (Muchembled, Elias, Joris/Witzig, Freud). Andere wiederum bezeichnen das späte 19. Jahrhundert als eine Zeit, in der Sexualität geradezu produziert

wurde und weigern sich, das Verbot des Sexes zu einem grundlegenden und konstitutiven Element der historischen Betrachtung zu machen (Foucault).

Beide Ansätze gehen davon aus, dass Unterdrückung der Sexualität im 19. Jahrhundert stattgefunden hat und diese Zeit von einer patriarchalischen Struktur geprägt wurde. Die Kultur wurde mehrheitlich von Männern dominiert, was keine/r der genannten Autor/-innen zu bestreiten scheint. Macht und Kontrolle nahmen in den Beziehungen zwischen Mann und Frau eine zentrale Stellung ein. Jedoch haben die beiden beschriebenen Ansätze unterschiedliche Herangehensweisen, wie dieses Zeitalter in Hinblick auf Sexualität und Sexualmoral analysiert wird. Die Repressionsthese wird von den in Kapitel 3.1 zitierten Autor/-innen teilweise als richtig, oder zumindest nicht als grundsätzlich falsch eingeschätzt, allerdings orientieren sich nicht alle gleich stark an dem Begriff der Repression.

Verleugnung der Sexualität und Förderung von Schuldgefühlen aus Sicht der Repressionsthese als damaliges gesellschaftliches Problem

Fasst man die Ausführungen in Kapitel 3.1 über die Sexualmoral im Bürgertum des späten 19. Jahrhunderts aus Sicht der Vertreter/-innen der Repressionsthese zusammen, kommt man zum Schluss, dass Weiblichkeit in der damaligen Zeit mit Unterwerfung und Aufopferung für die Familie in Zusammenhang gebracht wurde. Es wird ein soziales Klima beschrieben, das von einer Doppelmoral, einer pruden Unkenntnis, einer offiziellen Verleugnung des Sexuellen und gleichzeitig einem hohen Interesse an sexualwissenschaftlichen und allgemein sexuellen Fragen geprägt ist (vgl. Bayer / Lohmann 2010: 164). Dies wird unter anderem von den Autor/-innen Freud, Elias, Muchembled und Joris / Witzig unterstützt - sie orientieren sich stark am Begriff der Repression. Es wird die Ansicht vertreten, dass im Vergleich zu früher¹¹ das 19. Jahrhundert eine Tendenz zur Verheimlichung, zu Einschränkungen, zu Prüderie und zu Verboten lebte. Sexualität wurde plötzlich mit etwas Widerwärtigem, Abstossenden und zugleich Mysteriösen konnotiert. Der Sexualtrieb wurde verleugnet und unterdrückt; Scham-, Angst-, Peinlichkeits- und Schuldgefühle in der Gesellschaft hingegen gefördert, was rückblickend als ein *gesellschaftliches Problem* bezeichnet werden kann, das durch einen aufrichtigeren Umgang mit der Thematik Sexualität und mehr Raum für Diskussionen hätte angegangen werden können, wie dies Freud ansatzweise tat.

Des Weiteren lieferte Freud einen Erklärungsansatz, warum das Liebesleben der damaligen Zeit mit einer „kulturellen Zügelung“ beschrieben werden kann. Er stellte die These auf, dass Menschen beim Thema Liebe grundsätzlich Hindernisse schaffen, um zu verhindern, dass die Befriedigung des Liebesbedürfnisses zu bequem gemacht wird. Der psychische Wert des Liebesbedürfnisses würde ansonsten sinken. Um also die Libido in die Höhe zu treiben, werden einerseits natürliche Widerstände gegen deren Befriedigung, und wenn diese nicht aus-

¹¹ insbesondere im Vergleich zum Mittelalter, jedoch auch im Vergleich zur Antike.

reichen, konventionelle Widerstände benötigt. Als Gegenbeispiel beschrieb Freud, dass in Zeiten des Niederganges der antiken Kultur die Liebe wertlos wurde, weil die Liebesbefriedigung keine Schwierigkeiten fand (vgl. Freud 1912: 206f.). Mit anderen Worten war also laut Freud Repression im Bereich der Sexualität und Liebe notwendig, um den Wert des psychischen Liebesbedürfnisses aufrecht zu halten, auch wenn dafür eine Einbusse an Lust und Sinnlichkeit in Kauf genommen werden musste.

Vertritt man die Repressionsthese, kann man schlussfolgern, dass die damalige Gesellschaft lange Zeit zu wenig Widerstand zeigte, abgesehen von vereinzelt Feminist/-innen wie Horney und Jones, welche sich für die Gleichstellung der Geschlechter bereits im 19. Jahrhundert einsetzten. Damalige Frauen waren folglich Opfer der bürgerlichen Sexualmoral, deren sexuelle Begierden negiert wurden. Weiblichkeit wurde mit Unterwerfung und Aufopferung für die Familie verbunden. Bei Mädchen erfolgte frühzeitig eine Entwicklung der Sexualitätshemmungen, so dass Frauen Sinnlichkeit mit Verboten verknüpften. Diese Verknüpfung von Verbot und Sexualität, die hergestellt wurde, wenn man der Repressionsthese glaubt, war im Nachhinein nur sehr schwer wieder auflösbar. Eine solche Verknüpfung kann aus Sicht der Autorin dazu führen, dass die Erwartungen der Frauen bezüglich Sexualität nicht erfüllt werden können und Sexualität schwer mit Lust verbunden werden kann. Wird eine solche Verknüpfung nicht gemacht, kann Lust hingegen einfacher und häufiger ausgelebt werden.

Sexualität wurde vielmehr produziert als restriktiv unterdrückt – Sex als das Geheimnis, von dem man unablässig spricht

Die beiden Autoren Duerr und Foucault widersprechen grösstenteils den Aussagen der oben genannten Autor/-innen, wobei sie sich vorwiegend mit zwei unterschiedlichen Zeiträumen befasst haben. Duerr betrachtete die Zeit vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert und vertritt im Gegensatz zu Elias die Ansicht, dass bereits zu dieser Zeit eine Verheimlichung der Sexualität stattgefunden hatte. Die Scham kam nicht erst später auf, wie dies Elias behauptet, sondern gehört laut Duerr zum Wesen des Menschen. Sexualität wurde bereits damals nicht so öffentlich gelebt, wie dies von Elias geschildert wurde.

Foucault schliesslich befasste sich mit der bürgerlichen Sexualmoral und stellte der Repressionsthese seine These der Produktion der Sexualität gegenüber. Diese stellt ein Zeitalter der sexuellen Restriktion in Frage und geht davon aus, dass Sexualität zur damaligen Zeit vielmehr produziert als restriktiv unterdrückt wurde. Foucault vertritt die Ansicht, dass das Verbot nicht das grundlegende Element der Betrachtung der Sexualität sein kann. Im Gegensatz zu Freud, der mehr Raum für Diskussionen geforderte hatte, war Foucault überzeugt davon, dass immer über Sexualität diskutiert wurde und öffentliche Diskurse bis heute stattfinden. Sein Ansatz differenziert die Sichtweise der Repressionsthese, indem die Unter-

sagungen, Verhinderungen und Verbergungen des damaligen Zeitalters in eine komplexere und globalere Strategie der Produktion der Sexualität eingeordnet werden. Sexualität war im Leben der Menschen permanent vorhanden, es wurden sogenannte „Apparate“ zur Produktion von Diskursen über Sexualität installiert, wie beispielsweise Abhör- und Aufzeichnungsanalgen, Verfahren zum Beobachten, zum Verhören und Aussprechen. Sex wurde also nicht ins Dunkel verbannt, sondern als *das* Geheimnis gelten gemacht; man sprach unablässig von ihm. Viele psychische Krankheiten entstanden laut Foucault nicht darum, weil Sexualität unterdrückt und vertuscht wurde, sondern weil die Wissenschaft nicht fähig oder willens war, vom Sex selber zu sprechen, so dass sie sich Verirrungen, Perversionen, Absonderlichkeiten, pathologischen Erscheinungen und krankhaften Übersteigerungen zuwandte. Die Menschen schwiegen nicht zum Sex, sondern wurden durch den Druck zu Geständnissen dazu gebracht, über Sex zu sprechen. Foucault spricht diesbezüglich von einem „Joch des Geständnisses“, wobei Sex dies ist, was in besonderer Weise gestanden wurde.

Rückblickend werden unterschiedliche Schwerpunkte fokussiert; Sexualität wurde jedoch im späten 19. Jahrhundert grundsätzlich als etwas Bedrohliches wahrgenommen und bei Männern tendenziell anders ausgelebt als bei Frauen, darüber scheinen sich die heutigen Autor/-innen einig zu sein

Bei Vertreter/-innen der Repressionsthese kann man zusammenfassend die Tendenz beobachten, das bürgerliche Zeitalter durchgehend aus dem Blickwinkel von Sexualrepression gegenüber Frauen zu analysieren. Man könnte diesen Ansatz auch kritisch als ein Konstrukt von Sozialhistoriker/-innen bezeichnen, die sich im Nachhinein einseitig und konsequent an diesem einen Begriff orientierten und immer noch orientieren. Für Vertretende der These der Produktion der Sexualität hingegen ist es bedeutender, die Diskurse über den Sex und die Produktion der Sexualität in der damaligen Zeit zu analysieren, als der damaligen Sexualunterdrückung weiterhin nachzuforschen. Es wird also bei den beiden Thesen ein unterschiedlicher Schwerpunkt fokussiert und eine unterschiedliche Haltung ausgedrückt, obwohl beide denselben Zeitraum und dasselbe Objekt erforschen.

Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute gibt es somit Diskurse über die Sexualität des damaligen Zeitalters. Die verschiedenen Betrachtungsweisen und Schwerpunktsetzungen sind keine neuen Erscheinungen. Bereits im 19. Jahrhundert gab es offensichtlich gegenteilige Ansichten bezüglich repressiver Sexualmoral. So waren sich Autor/-innen des 19. Jahrhunderts nicht immer einig bezüglich der Auffassung über Frauen und ihre Begierden. Der Arzt William Acton, Verfasser von *A Practical Treatise on Diseases of the Urinary and Generative Organs in Both Sexes* (Eine praktische Abhandlung über die Harn- und Fortpflanzungsorgane bei beiden Geschlechtern), beispielsweise verneinte, dass Ehefrauen ein Begehren kennen und vertrat die Ansicht, dass sie sich nur den Wünschen der Ehemänner zu

deren Vergnügen fügten. Nicht alle teilten jedoch seine Meinung. So schrieben Kollegen von ihm, dass die verheiratete Frau nicht frigide ist, sondern dass in ihr Lust schlummere, die erweckt werden muss (vgl. Muchembled 2008: 216f.).

Zu einem Ergebnis jedoch kamen zusammenfassend alle in dieser Arbeit beleuchteten Sichtweisen: Dass die damalige Gesellschaft Sexualität als etwas Bedrohliches wahrnahm - nicht nur, aber auch - und dass sie bei Männern und Frauen zu dieser Zeit gesellschaftlich mehrheitlich unterschiedlich gelebt und erlebt wurde (vgl. ebd.: 217).

Fortpflanzung und Sexualität wurden im 20. Jahrhundert mehr und mehr getrennt und man setzte sich gegen sexuelle Unterdrückung ein

Das heutige Verständnis von Sexualität und Sexualmoral hat sich – verglichen mit den Vorstellungen des 19. und des 20. Jahrhunderts – stark gewandelt. Zunächst wurden Aufstiegsbarrieren im Bereich von gesellschaftlichen Positionen für Männer gelockert. Von den Frauen wurde jedoch nach wie vor eine Gebundenheit an die Familie anstelle von Selbständigkeit erwartet. Während der Sexualreformbewegung begann man mehr und mehr Fortpflanzung und Sexualität zu trennen. Die Möglichkeit von vor- und ausserehelichem Geschlechtsverkehr wurde gefordert. Bei aller aufklärerischer Absicht blieb jedoch das altbekannte Rollenschema zwischen Mann und Frau bestehen, auch wenn vermehrt angestrebt wurde, das Eheleben glücklicher und harmonischer zu gestalten. Während der sexuellen Revolution in den 1960er und 1970er Jahren wurden diese Bestrebungen weiter verfolgt. Man setzte sich insbesondere dafür ein, dass Sexualität von der Institution Ehe freigesetzt wurde, dass das Sexualverbot für Jugendliche schwand und Menschen nicht sexuell unterdrückt wurden, sondern über sich selber bestimmen konnten. Ziel war es, vorhandene sexuelle Tabus aufzubrechen. In den 1980er Jahren schliesslich wurden diese Bestrebungen nochmals verschärft. Vertreter/-innen der Gender Revolution / Neosexuellen Revolution setzten sich gegen jegliche Form von sexuellem Zwang und sexueller Gewalt und für die Auflösung von traditionellen Verboten, männlichen Privilegien und männliche Definitionsmacht im Sexuellen ein. Wichtiges Ziel war es, das Selbstbestimmungsrecht der Mädchen über sich und die eigene Sexualität, Bedürfnisse und Wünsche zu erreichen sowie gegen die patriarchalischen Machtverhältnisse anzukämpfen. Vertreter/-innen der Gender Revolution / Neosexuellen Revolution wollten verhindern, dass bei Mädchen die sozialen, von anderen ausbeutbaren Fähigkeiten kultiviert wurden und setzten sich dafür ein, dass Frauen die im Laufe ihrer Sozialisation festgelegten Strukturen in sich bekämpfen und abbauen, so dass Männer nicht länger von der Angst der Frauen profitieren können. Die bei den Frauen vorhandene Angst wurde als Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse bezeichnet, welche in der Öffentlichkeit verschwiegen wurden. Des Weiteren setzten sich die Anhänger/-innen der Gender Revolution / Neosexuellen Revolution dafür ein, dass Frauen sich nicht länger über die Män-

ner und deren gesellschaftliche Stellung definierten, da dies negative Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung von Mädchen wie beispielsweise Selbstzweifel und Selbstvorwürfe hatte. Die Fähigkeiten und Qualitäten, welche die Mädchen entwickelten, sollten nicht mehr so stark auf den Bereich Beziehungen, Ehe und Familie ausgerichtet sein; eine Hierarchisierung der Geschlechter versuchte man zu vermeiden. So wurde beispielsweise Kritik geäußert an den Geschlechterrollen, die in den 1980er Jahren in Werbung, Filmen und Zeitschriften verbreitet wurden. Eine weitere markante Entwicklung im 20. Jahrhundert stellte die gesetzliche Gleichberechtigung von Mann und Frau dar, wobei das Gleichstellungsgesetz, das auch privatrechtliche Verhältnisse einschliesst, erst 1996 in der Schweiz in Kraft gesetzt und eine rechtliche und tatsächliche Gleichstellung in Familie, Ausbildung und Arbeit in der Bundesverfassung verankert wurde.

Das Frauenbild, das Geschlechterverhältnis und die Sexualmoral machten also bis zum heutigen Tag immer wieder Wandlungen durch, und je nach theoretischem Standpunkt wird auch die heutige Sexualmoral unterschiedlich bewertet und eingeordnet. Um die heutigen Sichtweisen, die in Kapitel 3.3 geschildert wurden, besser überblicken zu können, werden wichtige Standpunkte der jeweiligen Theoretiker/-innen im Folgenden kurz zusammengefasst:

Heutige sexualmoralische Vorstellungen, These 1: Wir haben uns heute so weit von bürgerlichen Vorstellungen über Geschlecht und Sexualität entfernt, dass die Kategorie Geschlecht in ihrer dualen Gegenüberstellung obsolet wird

Die feministische Forschung, beispielsweise Bührmann / Diezinger / Metz-Göckel, vertreten mit der ersten These die Ansicht, dass wir uns so weit von bürgerlichen Vorstellungen über Geschlecht und Sexualität entfernt haben, dass die Kategorie Geschlecht in ihrer dualen Gegenüberstellung obsolet wird. Das Differenz-Denken von Männlich und Weiblich bringt selber Geschlechterdifferenzen hervor und wurde gesellschaftlich konstruiert. Dieser Ansatz vertritt einen Paradigmenwechsel, der verneint, dass Frauen und Männern bestimmte generelle Merkmale zugeschrieben werden können und sich in der Persönlichkeit und im Verhalten von Männern und Frauen Unterschiede finden lassen. Sie plädieren dafür, dass man sich heute nicht mehr auf Unterschiedlichkeiten zwischen Frauen und Männern konzentrieren sollte, da diese konstruiert werden. Bei Kindern im frühen Alter sind keine Verhaltensdifferenzen zu beobachten; Geschlechterunterschiede tauchen erst in sozialen Situationen auf, und die „Natur“ der Kinder verändert sich mit der Geschlechter-Komposition von Dyaden und Gruppen. Es gibt folglich keine grundsätzlichen Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten zwischen Jungen und Mädchen, erst Sozialisationsprozesse führen zu Geschlechterunterschieden. Geschlecht wird also als eine soziale Konstruktion betrachtet.

Heutige sexualmoralische Vorstellungen, These 2: Wir haben uns heute von der bürgerlichen Sexualmoral losgelöst und eine demokratische Verhandlungsmoral erlangt

Die zweite These wird von Schmidt vertreten und besagt, dass im 21. Jahrhundert eine neue Sexualmoral entstanden ist. Schmidt sagt, dass wir uns von der bürgerlichen Sexualmoral losgelöst und eine demokratische Verhandlungsmoral erlangt haben, so dass heutige Sexualität von religiösen Vorschriften, weitgehend vom Patriarchat sowie von den Vorstellungen des Bürgertums abgetrennt ist. Die alte Sexualmoral aus dem späten 19. Jahrhundert ist seiner Ansicht nach bis heute so gut wie verschwunden. Es werden nicht mehr die sexuellen Handlungen bewertet, sondern die Art und Weise, wie sie zustande kommen, also die Interaktionen. Wichtig ist also nicht, wie man seine Sexualität auslebt, sondern dass das, was man tut, ausgehandelt wird. Wie Sexualität gelebt wird, bestimmen heute die Akteur/-innen selbst, und nicht mehr die Kirche oder der Staat. Grenzen und Wünsche beider Partner/-innen sind in den Vordergrund gerückt, Männer wie auch Frauen haben laut dieser These heute grundsätzlich die Entscheidungs- und Definitionsmacht bei sexuellen Handlungen erlangt, was beiden mehr Freiräume für Initiative und sexuelle Offensivität gibt. So können beide Partner/-innen beim Ausleben der Sexualität zwischendurch eine defensive respektive eine offensive Rolle übernehmen. Schmidt spricht in diesem Zusammenhang von komplexen, nicht rollengesteuerten Beziehungsformen, bei der Verbindlichkeit und Verlässlichkeit freiwillige Optionen sind, wobei die serielle Monogamie das am häufigsten gelebte Modell darstellt. Sex wird laut Schmidt zu einer Ressource in der Beziehung und für Lust- und Affektsuche der Menschen auf der Suche nach Erregung und Erlebnissen. Sie gilt nicht als ein Dampfablassen von gestauter Triebenergie. Auch hier wird eine konstruktivistische Sichtweise vertreten, bei der Sexualität als Teil der Liebesbeziehung konstruiert wird, ein Konstrukt der Sexualität als Ressource für die Lustsuche.

Heutige sexualmoralische Vorstellungen, These 3: Das hierarchische Geschlechterverhältnis befindet sich heute zunehmend im Umbruch

Die von Schmauch vertretene dritte These besagt, dass sich das hierarchische Geschlechterverhältnis heute zunehmend im Umbruch befindet. Das Frauenbild hat sich verändert hin zu der Rolle einer selbstbewussten, kompetenten und sinnlichen Frau. Obwohl laut Schmauch nach wie vor patriarchale Macht- und Alltagsstrukturen herrschen, die an frühere Zeiten erinnern, beginnt sich die scharfe Polarisierung der Geschlechtercharaktere aufzulösen, was teilweise befriedigend oder auch bedrohlich sein kann. Schmauch gehört aufgrund seiner Ansichten auch zu den Vertreter/-innen der Repressionsthese. Beispielsweise seine Aussage, dass Jugendliche im Vergleich zu früher heute kaum noch auf geschlossene Türen, Grenzen und Geheimnisse mehr stoßen, spricht dafür, dass er davon ausgeht, dass Sexualität früher verhüllt und verschwiegen wurde. Schmauch vertritt die Ansicht, dass der

heutige Umgang mit Sexualität offener, freier und dadurch auch schutzloser geworden ist, wobei die Frage offen bleibt, in welcher Form Schutz hergestellt werden sollte. Eine mögliche Antwort darauf könnten die von Schmauch erwähnten frauenfeindlichen Ausschluss- und Deklassierungsmechanismen sein, welche bekämpft werden sollten, um Frauen besser zu schützen. Die Frau muss laut Schmauch den Widerspruch zwischen der Gleichberechtigungsrhetorik „Frauen sind heute nicht mehr benachteiligt“ und ihren möglicherweise abweichenden Erfahrungen lösen, Männer hingegen müssen die Funktion des alleinigen Familienernährers abgeben, womit männliche Vorrechte zur Debatte stehen und patriarchale Verhältnisse ins Wanken geraten. Die Rolle der Frau und des Mannes haben sich verändert, es werden neue Ansprüche an sie gestellt, was wiederum konfliktreich sein kann. Das Feld der Erziehung wird zu einem Konkurrenzfeld; in der Erwerbs- und Privatsphäre spielen Macht und Konkurrenz zunehmend eine relevante Rolle. Wichtig scheint es zu sein, nicht destruktive Formen für diese Konkurrenz zu entwickeln und gerechte Formen für Erwerbs- und Familienarbeit in einem partnerschaftlichen Zusammenleben zu entwerfen, da die „normale“ Familie, die dank der Unterordnung der Frau gegen aussen stabil wirkte, heute so nicht mehr existiert. Repressive und schutzgebende Traditionen werden aufgelöst, patriarchale Hierarchien verlieren ihre Wirkung, was zu mehr Freiheit, jedoch auch zu Desorientierung und Gefühlen des Scheiterns führen kann.

Heutige sexualmoralische Vorstellungen, These 4: Es existieren heute weiterhin rollengesteuerte Beziehungsformen und eine Segregation der Geschlechter

Die vierte These schlussendlich fasst die Ansicht von Steins zusammen, die besagt, dass weiterhin rollengesteuerte Beziehungsformen und eine Segregation der Geschlechter existiert. Steins ist der Meinung, dass klischeehafte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit noch weit verbreitet sind: Männer verkörpern nach wie vor das rationale Prinzip (leistungsfähig, kontrollierend, kompetent, ehrgeizig, respekteinflössend, entschlossen, sachlich, unerschrocken, intelligent, kraftvoll, furchtlos, konsequent, usw.) und Frauen das emotionale Prinzip (gefühlbetont, romantisch, abhängig, weichherzig, feinfühlig, sinnlich, nachgiebig, selbstaufopfernd, verführerisch, herzlich, usw.). Diese klischeehaften Vorstellungen werden laut Steins von beiden Geschlechtern zugeschrieben. Frauen werden damit eher als kompetent für die emotionale Dimension des zwischenmenschlichen Bereichs wahrgenommen, Männer hingegen für die Durchsetzung sachlicher Interessen. Einer Frau wird damit eine andere Identität als einem Mann unterstellt; und Frauen sehen sich einem doppelten Auftrag gegenüber gestellt: einerseits ist es erwünscht, feminin zu sein, andererseits spiegeln maskuline Eigenschaften die Normen der heutigen Gesellschaft wieder, was zu inneren Konflikten führen kann.

Durch die Trennung der Geschlechter entwickeln sich männliche und weibliche Subkulturen, wobei eine Asymmetrie zu beobachten ist. Beispielsweise enthält laut den von Steins zitierten Studien das Selbstbild der Jungen – im Gegensatz zu dem der Mädchen – so gut wie keine negativen Aussagen über sich selbst. Mädchen hingegen identifizieren sich stark über ihr Aussehen, das häufig negativ bewertet wird. Gerade in der Zeit beginnender sexueller Kontaktaufnahmen steigen die Unzufriedenheitswerte der Mädchen mit ihrem Körper, ihr Selbstkonzept gerät ins Wanken. Das Idealbild, das sie von sich selber haben, rückt während der Adoleszenz in weite Ferne.

Mädchen begegnen Jungs mit stereotypen Verhalten und schränken damit ihren eigenen Kompetenzanspruch ein, indem sie beispielsweise eine tentative Sprechweise benutzen. Die heterosexuelle Beziehung wird von Frauen als solche konstruiert, in der die Frau glaubt, sich schwächer darstellen zu müssen als sie in Wirklichkeit ist. Die Denkschule des Konstruktivismus fließt hier bei Steins Ausführungen mit ein. So ist es beispielsweise ihrer Ansicht nach sozial konstruiert, dass Promiskuität bei Frauen schlechter angesehen wird als bei Männern. Dies erinnert an die Ausführungen in Kapitel 3.1.1 über die Repressionsthese, in der festgehalten ist, dass von den Frauen zu Zeiten des Bürgertums Monogamie und Jungfräulichkeit bis zur Ehe gefordert wurde. Laut Steins fügen sich Frauen heute bezüglich Sexualität oft dem Wunsch der Männer. Somit werden Männer bis heute eher als lustorientiert und Frauen als beziehungsorientiert beschrieben. Die Erziehung von kleinen Kindern wird mehrheitlich in der Verantwortung der Mutter gesehen, und beruflicher Erfolg wird für Männer bis heute als wichtiger gehalten als für Frauen.

Auch in der Kommunikation stellt Steins Unterschiede fest: Mädchen haben allgemein ein expressiveres Kommunikationsverhalten, Jungen hingegen formulieren öfter Kommandos oder Drohungen, weigern sich Vorschläge anzunehmen, unterbrechen andere, bevorzugen Witze und Anekdoten als Kommunikationsinhalte und versuchen Geschichten anderer Personen zu übertreffen. Des Weiteren scheint sich auch das Spielverhalten zu unterscheiden. Jungen bevorzugen konkurrenzorientierte Spiele, Mädchen eher Rollenspiele, bei denen sie die Fähigkeiten zur Empathie stärken können. Somit werden laut Steins bereits als Kind traditionelle Rollen eingeübt, die sich auch später in ungleicher Machtverteilung im Berufsleben manifestiert.

Die Ausführungen von Steins können zweifelsfrei auf Widerspruch stossen. Insbesondere die Ansichten bezüglich der Geschlechtssegregation können beim Lesen Gegenargumente auslösen, da es nahe liegt, dass man ihre Ausführungen mit den eigenen Erlebnissen als Mann oder Frau vergleicht und man zum Schluss kommt, dass man gegenteilige Erfahrungen gemacht hat. Selbstverständlich gibt es auch Frauen in Führungsetagen, Mädchen die öfter mit Jungen spielen als mit Angehörigen des eigenen Geschlechts, Frauen die mit ihrem Körper zufrieden sind, Mädchen die nicht gegen ihrem Willen dem Wunsch des Jungen

nachkommen beim ersten Sexualkontakt, usw. Steins betont darum, dass es sich um Beobachtungen in heterosexuellen Kontexten handelt, die natürlich nicht ausschliesslich zu beobachten sind (vgl. Steins 2008: 52).

Wie bei allen menschlichen Phänomenen existiert auch hier eine bestimmte Varianz, das heisst es gibt immer wieder atypische Mädchen und Jungen (...). Es geht hier um eine statistisch auffällige Beobachtung und weder um einen individuellen Fallbericht noch um eine schwarz-weiße Verallgemeinerung (Steins 2008: 52)

Steins Daten zeichnen jedoch ein Bild der zwei Geschlechter, das nahelegt, dass heute immer noch eine Segregation der Geschlechter vorhanden ist. Bis heute scheinen Probleme geschlechtsspezifischer Machtverhältnisse und sozialer Zwänge laut Steins aktuell zu sein.

Konklusion aus Sicht der Autorin

Was lässt sich nun aus diesen verschiedenen Ansichten über frühere und heutige Sexualmoral schliessen? Welche Argumente sprechen für welche Thesen? Warum überhaupt existieren solch teilweise widersprüchliche Ansichten über die frühere und heutige Sexualmoral? Im Folgenden wird die Sichtweise der Autorin geschildert, wobei es gilt, nicht eine „Entweder-oder-Position“ einzunehmen, sondern plausible Gründe, die für die verschiedenen Ansichten sprechen, zu erörtern, um keine Machtposition zu vertreten oder Teil des Machtdiskurses bezüglich Sexualität zu werden.

Die gesellschaftlich bedingten Wertvorstellungen haben sich grundsätzlich gewandelt, da geht die Autorin mit den in der Arbeit zitierten Autor/-innen einig. Auffallend ist, dass trotz diesen offensichtlichen Veränderungen im Verlauf der Arbeit häufig von verschiedenen Theoretiker/-innen erwähnt wurde, dass patriarchale Strukturen nach wie vor nicht komplett aufgelöst seien. In dieser Kulturform des Patriarchats können Machtphänomene zwischen den Geschlechtern besonders gut ausgelebt werden. Es fällt auf, dass Macht und Kontrolle als Schlüsselbegriffe in den heutigen wie auch in den früheren Sexualmoral-Betrachtungen immer wieder vorkommen und auch in den beiden Denkschulen des Konstruktivismus und der Soziobiologie relevant werden. Warum gelang es uns denn bis heute nicht, uns komplett von der patriarchalen Kultur loszulösen? Warum scheinen Macht und Kontrolle im Geschlechterverhältnis nach wie vor relevant zu sein?

Je nachdem, welche theoretische Denkschule man vertritt, kann man diese Fragen von verschiedenen Gesichtspunkten her beantworten. So gibt es die beiden Pole des Konstruktivismus und der Soziobiologie, welche unterschiedlich argumentieren. Der radikale Konstruktivismus besagt, dass die Unterwerfung der Ohnmächtigen zur Machtausübung notwendig ist;

der Beherrschte oder die Beherrschte muss ein Minimum an Gehorchenwollen zeigen, wenn instruktive Macht ausgeübt werden will. Die Soziobiologie argumentiert weiter, dass Machtausübung und Unterdrückung darum ausgelebt werden, weil wir Menschen egoistisch geboren sind. Aus diesen Ausführungen der Soziobiologie kann man ableiten, dass es uns aufgrund von egoistischen Zügen bis heute nicht gelungen ist, patriarchale Strukturen komplett aufzulösen. In diesem Zusammenhang scheinen sich die beiden Denkschulen wider erwarten gar nicht zu widersprechen, sondern ergänzen sich vielmehr. Machtausübung von Männern über Frauen bis heute kann mit Argumenten des Radikalen Konstruktivismus damit erklärt werden, dass Frauen offensichtlich nach wie vor dazu bereit sind, sich zu unterwerfen und zu den Ohnmächtigen zu gehören. Ansonsten wäre eine solche Machtausübung gar nicht mehr möglich. Natürlich gegeben sich Frauen heute viel weniger ausgeprägt in diese Ohnmachts-Rolle. Gerade mit denjenigen, die in heutiger Zeit jedoch vehement gegen Machtausübung von männlicher Seite her ankämpfen, kann mit Argumenten des Konstruktivismus darüber diskutiert werden, ob dafür nicht auch die Unterwerfung der Frauen notwendig sein könnte. In diesem Sinne macht es wenig Sinn, Männer zu kritisieren, dass sie gesellschaftlich immer noch zu viel Macht inne haben, so lange Frauen nicht dazu aufgefordert werden, ihre Ohnmachts-Rolle aufzugeben. Diese Rolle kann zweifelsfrei nebst Nachteilen auch gewisse Vorteile haben – so lastet auf dieser Rolle beispielsweise weniger Verantwortung. So lange Frauen also ein Minimum an Gehorchenwollen zeigen, werden die letzten patriarchalischen Züge aus Sicht des Radikalen Konstruktivismus wohl schwer auszumerzen sein, und Frauen auch in Sexualbeziehungen dies weiterhin zu spüren bekommen. Wir Menschen sind so geboren, dass wir Macht ausüben wollen, besagt die Soziobiologie. Die Soziobiologie spricht dabei nicht nur von Männern, sondern meint beide Geschlechter. Solange das eine Geschlecht die Ohnmachts-Rolle übernimmt, wird das andere höchstwahrscheinlich die egoistischere Rolle, nämlich diejenige der Machtausübung, übernehmen, da wir Menschen grundsätzlich laut der Soziobiologie egoistisch geboren sind.

Freud war einer der ersten, der gegen diesen Egoismus ankämpfte und der die Sexualität der damals „Ohnmächtigen“ wissenschaftlich zu thematisieren begann. Wird Freud heute mit einem kritischen Blick betrachtet, wie dies manche Autor/-innen tun, kann man schlussfolgern, dass er die Geschlechterideologie der patriarchalischen Gesellschaft weiterhin reproduzierte, was jedoch aus Sicht der Autorin Freud und seinem Wirken nicht gerecht wird. Es war eher das Gegenteil der Fall: Er begann diejenigen, die in der Ohnmachtsrolle gefangen waren, wissenschaftlich relevant zu machen und stellte sich gegen die damals „Mächtigen“. Es gelang ihm aus Sicht der Autorin darum mit seinen theoretischen Überlegungen vielmehr, die Frau als eigenständiges Subjekt der Wissenschaft überhaupt erst zu thematisieren, was alles andere als selbstverständlich war. Zuvor wurden die Frau und ihre Sexualität wissen-

schaftlich nicht relevant. Freud begann damit die damalige Tabuisierung der Sexualität – insbesondere der Sexualität der Frau – aufzubrechen. Er konnte mit seinem Rekurs auf das Psychische und mit dem Ernstnehmen subjektiver Gefühle und Phantasien der Frauen aus Sicht der Autorin vielmehr ein antipatriarchales Element in die damalige Wissenschaft einbauen, als dass er das Patriarchat bewusst förderte. Natürlich gelang es ihm nicht vollständig, sich von patriarchalischen Vorstellungen loszulösen – seine Begrifflichkeiten wie „das Mangelwesen Frau“ sind Beispiele dafür. Jedoch scheint es unbestreitbar, dass Freud mit seinen Schriften und Aufforderungen zur Thematisierung der Sexualität bereits bei Kindern und jungen Erwachsenen grosse Schritte in Richtung Enttabuisierung der damaligen Sexualmoral, die von Unterdrückung geprägt war, einleitete. Es wird aus Sicht der Autorin deutlich, dass man in der damaligen patriarchalisch geprägten Kultur Sexualität im privaten und insbesondere im öffentlichen Leben zu verdrängen versuchte, auch wenn Foucault betont, dass Sexualität produziert wurde. Seine Ausführungen, dass wir heute nicht allzu sehr danach fragen sollen, warum wir unterdrückt wurden, widerspricht nicht der Aussage, dass Unterdrückung damals stattfand. Selbst Foucault betonte, dass ein Schweigen über Sexualität weit verbreitet war – nur dass man zur damaligen Zeit begann, das Schweigen zu brechen heisst nicht, dass Sexualität nicht unterdrückt wurde.

Aus Sicht der Autorin zeigen die wissenschaftlichen Ausführungen über die damalige Zeit, dass die Beziehungen zwischen Mann und Frau im Vergleich zu heute deutlicher von Unterwerfung, Ohnmacht und Herrschaft über die Frauen geprägt war. Gleichstellung und Gleichschätzung der Geschlechter galt bei den damaligen führenden Männern tendenziell als ein Irrtum, was wissenschaftlich, beispielsweise durch Freud, in Ansätzen bekämpft, jedoch mehrheitlich noch gestützt wurde. Der Kampf gegen die Gleichstellung half dabei, die Kultur des Patriarchats weiterhin zu erhalten. Diese Kultur begann zur damaligen Zeit nach und nach zu zerfallen, was sich gesellschaftlich dadurch äusserte, dass man vehement an alten Mustern festhalten wollte, da ein neuer, offener Umgang – insbesondere mit der weiblichen Sexualität - angsteinflössend war. Die patriarchalische Kultur war von Männern dominiert, auf Männer bezogen und kannte nur Männer als Subjekte. In einer patriarchalen Kultur nehmen grundsätzlich Macht und Kontrolle respektive Ohnmacht und Unterwerfung eine dominantere Stellung ein als beispielsweise Verbundenheit, Gemeinsamkeit und Anerkennung von Gleichheit, insbesondere im Mann-Frau-Verhältnis (vgl. Bilden 2007: 175).

Freud gelang es somit aus Sicht der Autorin nur ansatzweise, die patriarchalischen Strukturen in der Wissenschaft aufzulösen, unter anderem wie bereits erwähnt deshalb, da er selber ein Bild der Frau entwarf, das von Ausschluss und Mangel gezeichnet war. So sprach er dem Weiblichen viele wesentliche Eigenschaften eines Subjektes ab, insbesondere das Ge-

wissen (Über-Ich), den Intellekt wie auch die Fähigkeit zu Sublimierung¹² und Kulturtätigkeit. Damit war für ihn wie auch für viele andere Männer seiner Epoche die Frau ein „unvollkommener Mann“ und das kleine Mädchen „ein kleiner Mann“ (vgl. Lohmann 2006: 120f.). Das Mädchen kam damit laut Freud nicht darum herum, eines Tages festzustellen, dass ihm zur vollen Männlichkeit etwas fehlt, wodurch es per Definition als minderwertig gilt, eine narzisstische Kränkung erlebt und regressiv in einer Situation verharret, die es ewig hindern wird, ein ganzer Mensch zu werden (vgl. ebd.: 121), der sogenannte „Männlichkeitskomplex des Weibes“ (vgl. Freud 1924: 249): „Für das Mängelwesen Frau bleibt der Mann das Mass aller Dinge.“ (Lohmann 2006: 121)

Der Ehemann hatte über seine Ehefrau ein „Eigentumsrecht“ und galt als ihr alleiniger „Besitzer“; der Wert der Ehefrau wurde durch ihre sexuelle Integrität dem Ehemann gegenüber bestimmt. Je mehr sie sich dem Verhalten einer Prostituierten annäherte, desto stärker sank ihr gesellschaftlicher Status (vgl. Freud 1910: 188f.). Somit stand auch ausser Frage, dass Mädchen als Jungfrauen in die Ehe treten und anschliessend monogam leben sollten. Es wurde nur dem Ehemann erlaubt, die bei Mädchen durch Milieu und Erziehung aufgebauten Widerstände gegenüber der Sexualität zu durchbrechen. Freud sprach in diesem Zusammenhang von einem „Zustand der Hörigkeit“ und einer Notwendigkeit eines gewissen Masses an Abhängigkeit der Frau vom Mann, wenn die Ehe aufrechterhalten werden sollte, um bedrohenden polygamen Tendenzen entgegen zu wirken (vgl. Freud 1918: 213f.).

Diese Auffassungen entsprachen der patriarchalen Kultur und ermöglichten den Männern des Bürgertums, Macht und Kontrolle über die Frauen weiterhin auszuüben. Ohnmacht und Unterwerfung in der Beziehung zwischen Mann und Frau dienten der Aufrechterhaltung der patriarchalen Kulturen. Damit gelang es den Männern der Gesellschaft, die aufkeimende Stärke und Unabhängigkeit der Mädchen und Frauen zu unterbinden und dafür zu sorgen, dass sie ihre sozialen Interessen nur schwach ausleben konnten (vgl. Lohmann 2006: 122). Durch kategorische Aussagen wie derjenigen der „un homme manqué“ gelang es der Wissenschaft wie auch den führenden Männern der Gesellschaft, die Vorstellung aufrecht zu halten, dass eine Gleichstellung und Gleichschätzung der Geschlechter ein Irrtum sei. Freud begann somit zwar die Tabuisierung rund um die weibliche Sexualität in kleinen Schritten aufzulösen, jedoch stützte er patriarchale Strukturen teilweise weiterhin.

Ein plausibler Erklärungsansatz, warum sich dieses patriarchale Gedankengut derart lange und hartnäckig durchsetzen konnte, bietet Lohmann (2006), indem er Überlegungen

¹² Der Begriff *Sublimierung* wird als eine Verfeinerung oder geistige Erhöhung beschrieben und gilt in der Psychoanalyse als ein Abwehrmechanismus, durch den psychische Konflikte unbewusst zu lösen versucht werden. Insbesondere wird damit die Umwandlung von sexueller Energie auf kulturelle, sozial akzeptierte Handlungsziele beschrieben. Ausserhalb der Psychoanalyse werden mit dem Begriff jedoch auch Umsetzungsprozesse von primitiven Impulsen in „höhere“, „geistig wertvollere Strebungen“ beschrieben (vgl. Hillmann 2007: 872).

zitiert, die ursprünglich von Freud stammen. Er kommt auf die These zu sprechen, dass die Entdeckung des anatomischen Unterschieds zwischen Knaben und Mädchen beim männlichen Geschlecht Kastrationsängste auslöst, welche auf die Frau projiziert werden, um selber das Gefühl zu haben, „ganz“ und „heil“ zu sein (vgl. Lohmann 2006: 122f.). Man könnte dies mit folgendem Motto beschreiben: „Ihm, dem Mädchen, fehlt etwas, nicht mir.“ (Lohmann 2006: 123) Daraus lässt sich laut Lohmann ableiten, dass die patriarchalische Struktur, durch die Wissenschaft gestützt, Minderwertigkeitsgefühle des männlichen Geschlechts beschwichtigte, indem diese auf die Frauen übertragen wurden (vgl. ebd.: 124).

Die Geschlechter wurden damit im Alltag unverkennbar auseinander gehalten. Freud bezeichnete die Frau als anders als den Mann, als „ewig unverständlich, geheimnisvoll, fremdartig und darum feindselig (...). Der Mann fürchtet, vom Weibe geschwächt, mit dessen Weiblichkeit angesteckt zu werden und sich dann untüchtig zu zeigen.“ (Freud 1918: 218f.) Freud selbst äusserte, dass die Gesellschaft üblicherweise dort ein Tabu anbringt, wo sie eine Gefahr befürchtet (vgl. ebd.: 220), also beispielsweise gegenüber der Frau, die als fremd empfunden, wie auch gegenüber dem ersten Sexualakt mit ihr, der als intensive Gefahr bezeichnet wurde (vgl. ebd.). Führt man diesen Gedanken weiter, liegt die Schlussfolgerung nahe, dass in einem weiteren Sinne die Gefahr des Zerfalls des Patriarchats zu verhindern versucht wurde. Freud merkte an, dass wenn in der Menschheit nur kleine Unterschiede bei sonstiger Ähnlichkeit bestehen, oftmals die Gefühle von Fremdheit und Feindseligkeit auftreten (vgl. Lohmann 2006: 124), wie dies offenbar von Männern gegenüber Frauen damals gelebt wurde.

Wenn man davon ausgeht, dass damals das Patriarchat gestützt wurde, stellt sich die Frage, ob man auch heute noch den Zerfall des Patriarchats verhindern will, oder ob dies nun vollständig überwunden wurde. Gibt es nach wie vor einen Geschlechterkampf, nur vielleicht einen verdeckten und nicht mehr so offensichtlichen Kampf wie früher? Sind wir immer noch daran, die Sexualität zu vertuschen – beispielsweise indem wir ständig darüber reden, wie dies Foucault beschreibt? Sind wir Männer und Frauen - abgesehen von einigen kleinen Unterschieden – sehr ähnlich, was Gefühle der Fremdheit und Feindseligkeit auslöst, und gibt es darum weiterhin eine Herrschaft der Männer über die Frauen in Geschlechter- und Sexualbeziehungen? Oder geht es darum, dass Repression im Bereich der Sexualität und Liebe notwendig ist, um den Wert des psychischen Liebesbedürfnisses aufrecht zu halten (vgl. Freud 1912: 206f.)?

Die Betrachtung der Entwicklung der Sexualmoral im 20. Jahrhundert spricht dafür, dass das Patriarchat lange Zeit nach dem 19. Jahrhundert noch weiterhin gestützt wurde, bis in die 1980er Jahren, weshalb sich damals Sozialwissenschaftlerinnen und Feministinnen vehe-

ment dagegen einsetzen. „Da die heterosexuelle Zukunft von patriarchalischen Machtverhältnissen bestimmt wird, wird in der Erziehung von Mädchen vermieden, ihnen das Bewusstsein vom Recht auf sexuelle Selbstbestimmung, Verfügung über ihren eigenen Körper, eigene Lebensplanung, eigene Wünsche und Bedürfnisse von klein auf zu vermitteln.“ (Kavemann / Lohstöter 1985: 26) Dass solche Kämpfe offensichtlich notwendig waren, spricht dafür, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse weiter gestützt wurden und das Patriarchat zur Zeit der Gender Revolution erneut angekämpft werden musste: In den 1980er Jahren nämlich wurden die Bestrebungen der Sexuellen Revolution nochmals verschärft. Vertreter/-innen der Gender Revolution / Neosexuellen Revolution setzten sich gegen jegliche Form von sexuellem Zwang und sexueller Gewalt und für die Auflösung von traditionellen Verboten, männlichen Privilegien und männlicher Definitionsmacht im Sexuellen ein. Wichtiges Ziel war es, das Selbstbestimmungsrecht der Mädchen über sich und die eigene Sexualität, Bedürfnisse und Wünsche zu erreichen sowie gegen die patriarchalischen Machtverhältnisse anzukämpfen.

Aus Sicht der Autorin kann man unter anderem dank den Bestrebungen im 20. Jahrhundert heute in den deutschsprachigen Ländern Europas keinesfalls mehr von einer Gesellschaft sprechen, die in einem Ausmass wie zu Zeiten des Bürgertums vom Patriarchat geprägt wird. Das Frauenbild hat sich verändert hin zu der Rolle einer selbstbewussten, kompetenten und sinnlichen Frau. Obwohl nach wie vor patriarchale Macht- und Alltagsstrukturen herrschen, die an frühere Zeiten erinnern, beginnt sich die scharfe Polarisierung der Geschlechtercharaktere aufzulösen, was teilweise befriedigend, jedoch auch bedrohlich sein kann. Aus Sicht der Autorin werden aufgrund dieser Bedrohlichkeit unterschiedliche Reaktionen hervorgerufen und Ansichten wie die von Schmauch bekämpft. Wir haben es auch heute wieder mit Ängsten in der Gesellschaft zu tun – wie dies früher beim Zerfall des Patriarchats der Fall war. So gibt es heute die Tendenz, dass Ängste gegenüber der Rolle einer sexuell selbstbewussten, kompetenten und sinnlichen Frau angekämpft werden, indem das Ausleben einer freien Sexualität bei Frauen kritisiert und moralisierende Sexualnormen bei Frauen verbreitet werden. Die Veränderung bezüglich der Sexualmoral bei Frauen, die im Vergleich zum 19. und 20. Jahrhundert stattgefunden hat, führt bis heute zu Verunsicherungen, was wiederum Auswirkungen auf die Entwicklung der Sexualität und Geschlechtsidentität bei heutigen Kindern haben kann.

Die Thematik des Patriarchats scheint sich zusammenfassend somit durch die ganze Zeit, vom 19. Jahrhundert bis heute, hindurch zu ziehen und immer wieder aktuell zu werden, auch wenn natürlich heute die Kulturform des Patriarchats längst nicht mehr in diesem Ausmass wie früher ausgelebt wird. Es gibt durchaus gegenseitige Ansichten, wie diejenige von

Schmidt, die besagen, dass wir uns komplett von der bürgerlichen Sexualmoral losgelöst und eine demokratische Verhandlungsmoral erlangt haben. Heutige Entwicklungen zeigen jedoch deutlich, dass Sexualität nach wie vor nicht komplett von religiösen oder moralischen Vorschriften, vom Patriarchat und den Vorstellungen des Bürgertums abgetrennt ist und dass Sexualität heute mehr denn je diskutiert wird. Die in Kapitel 3.1.3 geschilderte Sichtweise von Foucault sowie die vielen wissenschaftlichen Beiträge zum Thema Sexualität, die in dieser Arbeit in Form der vier Thesen dargestellt wurden, lassen darauf schließen, dass wir in einer Gesellschaft des Diskurses über Sexualität leben, der seit dem 19. Jahrhundert immer mehr intensiviert wurde. Es gab offensichtlich keinen Bruch bezüglich Sexualität und dem Sprechen darüber, sondern eine Intensivierung. Im späten 19. Jahrhundert begann man intensiv über Sexualität zu sprechen – da ist die Autorin mit den Ausführungen Foucaults einig. Diese Diskurse über Sexualität wurden bis heute verstärkt, wenn auch teilweise mit anderen sogenannten „Apparaten“ zur Produktion der Sexualität, um hier die Begrifflichkeit von Foucault zu verwenden. Die Medien haben sich verändert, man vermittelt Sexualität vermehrt über digitale Wege. Die sexuelle Überreizung, von der Foucault spricht, hat sich mit diesen neuen Kanälen bis heute verstärkt. Bereits zu Zeiten der bürgerlichen Sexualmoral sprach man viel von Sexualität, wie dies Foucault betonte. Dies ist heute umso mehr der Fall. Vor- und Ausserehelicher Sex wird thematisiert, Sexualität und Fortpflanzung werden vermehrt getrennt, Aufklärung der Kinder wird in den Schulen betrieben und das Selbstbestimmungsrecht von Kindern über sich und ihre eigene Sexualität gilt als wichtiges zu erreichendes Ziel unserer Gesellschaft. Gleichzeitig spricht man heute vermehrt von sexueller Verwahrlosung und einer aus dem Ruder gelaufenen sexuellen Befreiung (vgl. Niemeyer 2010: 27) - es scheinen Ängste und moralische Bedenken gegenüber dem heutigen Umgang insbesondere von Kindern und Jugendlichen mit Sexualität verbreitet zu sein. So titelte beispielsweise das deutsche Magazin *Stern* im Jahr 2007 „Eltern schauen mit ihren Kindern Hardcore-Filme“, „14-Jährige treffen sich zum Gruppensex“, „Ihre Idole singen von Vergewaltigung“, usw. (vgl. ebd.: 43).

Um den Ängsten durch die angebliche sexuelle Überreizung entgegen zu treten, wurden seit dem 19. Jahrhundert bis heute verschiedene Techniken eingeführt. Eine davon ist, wie erwähnt, die Unterdrückung der Sexualität und das Aufrechterhalten des Patriarchats, was bis heute nicht ganz abgeschafft wurde. Sexualität wird gesellschaftlich teilweise immer noch als etwas Bedrohliches dargestellt. Wir haben also heute in diesem Sinne nicht einen komplett anderen gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität, der frei von Unterdrückung, Scham und Tabuisierung ist, wie dies Autor/-innen wie beispielsweise Schmid behaupten. Gerade weil wir heute immer noch gegen die damalige Repression bezüglich Sexualität ankämpfen wollen, wie dies beispielsweise Joris / Witzig, Steins und weitere Autor/-innen tun, und weil Ju-

gendsexualität in den Medien so dauerpräsent ist, hält der Diskurs über Sexualität bis heute an. Der seit langem etablierte Geständnisdruck, den Foucault anspricht, nimmt damit einen neuen Sinn an, nämlich den Druck zur Aufhebung der Verdrängung – bei gleichzeitiger Dramatisierung der heutigen Jugendsexualität. Damit bewegen wir uns immer noch innerhalb desselben Sexualitätsdispositivs wie zu Zeiten der bürgerlichen Sexualmoral, auch wenn wir diese Zeit möglicherweise gerne hinter uns gebracht hätten. So ganz scheint dies nicht der Fall zu sein. Wir wollen heute dafür einstehen, dass Sexualität vom Gesetz des Schweigens befreit wird. Allerdings schwiegen wir darüber gar nie in diesem Ausmass, wie dies gesellschaftlich angenommen wird. Natürlich, Sexualität wurde unterdrückt, aber zu Tode geschwiegen wurde sie offensichtlich nicht. Bis heute sprechen wir mit viel Elan, Energie und Interesse über Sexualität. Die Frage ist nur, wie wir darüber sprechen, und mit welchen Kriterien wir argumentieren. Wir können über Sexualität sprechen, ohne gleichzeitig den Anspruch zu erheben, die „Wahrheit“ darüber zu berichten, wie dies früher gemacht wurde. Zu Zeiten der bürgerlichen Sexualmoral wurde mit dem Kriterium der „Wahrheit“ argumentiert. Wissenschaftliche Erkenntnisse über Sexualität galten als „wahr“, es wurde vorgegaukelt, dass es keine Handlungsalternativen gäbe. Dieses Machtspiel wurde auch hinsichtlich der Frage gespielt, welche Diskurse als wissenschaftlich galten oder nicht. Auf dieses Machtstreben bezüglich der Entscheidung, was als Wissenschaft gilt und was nicht, wies Foucault in seinen Ausführungen hin (vgl. Kraus 2013: 135). Laut ihm war das Ziel der damals am psychoanalytischen Diskurs beteiligten Wissenschaftler/-innen die Ausstattung dieser Personen mit Machteffekten, „die das Abendland nunmehr seit dem Mittelalter der Wissenschaft verliehen und jenen vorbehalten hat, die einen wissenschaftlichen Diskurs führen.“ (Kraus 2013: 135f.)

Instruktive Machtausübung ist nur denkbar, wenn die Ohnmächtigen den Mächtigen glauben, also die Aussage der Expertin / des Experten unhinterfragt akzeptieren. Die instruktive Macht derjenigen, die sich auf die „Wahrheit“ berufen, basiert in diesem Fall in der Tat auf der Unterwerfung derjenigen, die sie unhinterfragt akzeptieren, weshalb diese auch von den Unterworfenen zu verantworten wäre (vgl. ebd.: 136). Die Berufung auf „Wahrheit“ ermöglicht jedoch auch destruktive Macht, denn in der heutigen Gesellschaft – und auch zu Zeiten des Bürgertums – war und ist es aufgrund der gesellschaftlichen Komplexität immer weniger möglich, über alle Bereiche des Lebens umfassend informiert zu sein. Aussagen von Mediziner/-innen, Sozialwissenschaftler/-innen, usw. sind deshalb nicht ohne Weiteres auf Basis des eigenen Wissens überprüfbar. Aus der Berufung auf „Wahrheit“ entsteht hier somit eine Chance, Möglichkeiten der Bewertung und des Vergleichs zu reduzieren, wobei die Verantwortung nicht mehr den Individuen zugeschrieben werden kann (vgl. ebd.). Es bedarf beispielsweise nicht der Unterwerfung eines Menschen, damit dieser nicht über bestimmte

Sachverhalte nachdenkt, wenn ihm die nötigen Informationen vorenthalten werden (vgl. ebd.: 140).

Machtausübung gab und gibt es also einerseits auf der direkten Interaktionsebene, beispielsweise in Beziehungen, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene. Destruktive Macht ist eine gesellschaftlich relevante Form der Macht, die im Vorenthalten materieller wie auch immaterieller Größen deutlich wird (vgl. ebd.). Diese Sichtweise des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus von Kraus scheint vor allem aus der Perspektive der Sozialen Arbeit äusserst wichtig zu sein. Unterwerfung ist zwar notwendig, um Macht auszuüben, jedoch muss man dabei auch über die notwendigen materiellen und immateriellen Größen verfügen. Verfügt man nicht über diese, können andere Menschen die eigenen Handlungsfähigkeiten drastisch reduzieren. Vielen Frauen wurden im späten 19. und im 20. Jahrhundert materielle und immaterielle Mittel zum Ausstieg aus der Unterdrückung und Abhängigkeit enthalten. Es erstaunt also nicht, dass es den Frauen schwer fiel, aus ihrer Opferhaltung heraus zu treten. Heute scheint es jedoch in den deutschsprachigen Ländern Europas weniger stark als zu Zeiten des Bürgertums der Fall zu sein, dass Frauen über wenige materielle und immaterielle Ressourcen verfügen und darum in einer Opferrolle stecken bleiben. Heute konzentriert man sich gesellschaftlich beispielsweise nicht mehr so stark auf Unterschiedlichkeiten zwischen Frauen und Männern und man geht vermehrt davon aus, dass diese Unterschiede sozial konstruiert wurden. Bei Kindern im frühen Alter sind laut den Vertreter/-innen des Konstruktivismus keine Verhaltensdifferenzen zu beobachten; Geschlechterunterschiede tauchen erst in sozialen Situationen auf, und die „Natur“ der Kinder verändert sich mit der Geschlechter-Komposition von Dyaden und Gruppen. Es gibt folglich keine grundsätzlichen Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten zwischen Jungen und Mädchen, und damit auch keinerlei Gründe, warum andere sexualmoralische Vorstellungen bei Männern als bei Frauen vorherrschen sollten. Erst unsere Sozialisationsprozesse führen zu Geschlechterunterschieden, die damit sozial konstruiert werden. Obwohl also heute von Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen gesprochen wird, obwohl dies zu einem Recht in unserer Gesellschaft gehört und die Gesellschaft diesen normativen Selbstanspruch hat, wird dies manchmal nur teilweise oder willkürlich gewährt. Es besteht ein Veränderungs- und Gestaltungsbedarf und es wird ersichtlich, dass vorgegebene gesellschaftliche Denkgewohnheiten insbesondere von der Sozialen Arbeit nicht einfach so unhinterfragt übernommen werden dürfen.

Es gibt wie erwähnt keine grundsätzlichen Unterschiede in Persönlichkeit und Verhalten zwischen Jungen und Mädchen; trotzdem findet eine Abwertung der Frau heute nach wie vor teilweise statt – was Parallelen zu früher impliziert. Warum sonst ist beispielsweise Prostitu-

tion von Frauen in der Schweiz und in Deutschland legalisiert – ganz im Gegensatz zu anderen Ländern wie Schweden. In Deutschland arbeiten bis zu 200'000 Prostituierte, wie dies kürzlich in einem Artikel der Zeitschrift *Spiegel* zu lesen war (vgl. Meyer et al. 2013: 57) Offiziell spricht man in unserer Gesellschaft in den deutschsprachigen Ländern Europas von selbstbestimmten Frauen. Männer können den Körper dieser „selbstbestimmten“ Frauen legal und bedenkenlos benutzen. Ist dies jedoch die Gleichberechtigung, die wir heute erreicht haben? Solche Beispiele zeigen aus der Sicht der Autorin vielmehr, dass Frauen nach stärker als Männer ausgebeutet werden und ein Machtgefälle nach wie vor vorhanden ist. Das zeigt sich auf dem Arbeitsmarkt, bezüglich Lohn wie auch im Haushalt und in Familie. Oder wie es im Artikel des Spiegels ausgedrückt wurde: „Wenn Männer sich Frauen für Sex kaufen können, zementiert das ein Frauenbild, das der Gleichberechtigung und allen Frauen schadet.“ (Meyer et al. 2013: 64) Solche Frauenbilder müssen in den deutschsprachigen Ländern Europas aus Sicht der Autorin hinterfragt werden. Ein mögliches Ziel, das dabei verfolgt werden könnte, wäre die Illegalität von käuflichem Sex für diejenigen, die diesen kaufen, wie dies in Schweden der Fall ist. Dort wird den Kindern – insbesondere den Knaben - zweifelsfrei ein anderes Frauenbild weitergegeben. In Deutschland hingegen fährt, wie im Spiegel-Artikel zitiert, ein „Pimp my Puff-Team“ von RTL II durch das Land und besucht „deutsche Bordelle in Not“, um mit guten Ratschlägen das Sexbusiness anzukurbeln (vgl. ebd.). Solche Beispiele zeigen aus Sicht der Autorin deutlich, dass eine gesellschaftliche Debatte angebracht ist. Aus Sicht der Autorin gilt es darum nach wie vor, auch im 21. Jahrhundert, unsere Vorstellungen bezüglich Frauenbilder und Sexualität zu hinterfragen. Dieser Prozess scheint noch lange nicht abgeschlossen zu sein.

6. Konsequenzen für die Soziale Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen im Adoleszenzalter – Anregungen zur Gestaltung der Praxis und Schlussfolgerungen

In den bisherigen Kapiteln wurde erläutert, wie sich die Sexualmoral nach Ansicht der Autorin aufgrund der Schilderungen verschiedener Sichtweisen dargestellt hat. Nun wird im Folgenden darauf eingegangen, was folglich aus sozialarbeiterischer Perspektive zu tun ist, wenn die Soziale Arbeit ihren in Kapitel 1 geschilderten Auftrag erfüllen will. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang insbesondere, dass die Soziale Arbeit allen Menschen zur Befriedigung existenzieller Bedürfnisse, zu Integrität sowie zu Integration in ein soziales Umfeld verhelfen will.

Wie in der Einleitung erwähnt, verfolgt die Autorin mit der vorliegenden Arbeit mehrere Ziele: Erstens, die Hauptfragestellung *„Wie hat sich die Sexualmoral im deutschen Sprachraum vom späten 19. Jahrhundert bis heute entwickelt und welche Konsequenzen entstehen daraus für die Soziale Arbeit mit Mädchen im Adoleszenzalter bezüglich deren Geschlechtsidentitätsentwicklung?“* sowie die Nebenfragestellungen zu beantworten. Zweitens eine reflexive, Kategorisierung-vermeidende Haltung einzunehmen und Drittens herkömmliche Vorstellungen in heutiger Zeit zum Thema Sexualität zu hinterfragen. So galt es als Nebenprodukt herauszufinden, ob die Entwicklung der Sexualmoral den heutigen landläufigen Vorstellungen tatsächlich entspricht, was im Folgenden diskutiert werden soll.

Es ist der Autorin ein wichtiges Anliegen, bei den Lesenden ein kritisches Denken bezüglich früheren und heutigen sozialmoralischen Vorstellungen in Bewegung zu setzen und aufmerksam bezüglich verbreiteten Vorstellungen über Sexualmoral zu werden respektive im Sinne der kritischen Theorie einen Denkprozess in Gang zu bringen.

Des Weiteren soll die Arbeit einen Beitrag zur Gestaltung und Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit auf theoretischer und methodischer Ebene leisten und der Praxis Anregungen zur Gestaltung ihrer Tätigkeit geben. Es sollen Konsequenzen auf einer Mikroebene, in der Interaktion zwischen Sozialarbeitenden und Mädchen im Adoleszenzalter, sowie auch auf Meso- und Makroebene diskutiert werden. Die in Kapitel 5 zusammengefassten Ergebnisse und Reflexionen dienen als Grundlage für die folgenden Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit.

Historisch gesehen, hat sich die Sexualmoral immer wieder verändert – von repressiv zu liberal und wieder zurück zu repressiv. Die Schamgefühle bezüglich Sexualität waren manchmal grösser und nahmen auch wieder ab – jedoch waren sie immer in irgendeiner Art und Weise vorhanden. Sexualität scheint grundsätzlich bis heute mit Scham verbunden zu

sein, auch wenn der gesellschaftliche Umgang heute teilweise das Gegenteil suggeriert. Im Umgang mit Mädchen im Adoleszenzalter ist es wichtig, sich diesem Umstand bewusst zu sein. Sie sind stärker mit Sexualität konfrontiert, als dies früher der Fall war, verbinden aber trotz allem Sexualität mit Schamgefühlen. Es gilt darum in der Mädchenarbeit mit Behutsamkeit und Feingefühl Sexualität zu thematisieren. Wichtig erscheint es, dass eine Thematisierung stattfindet, da über Sex bei den Mädchen im Adoleszenzalter sowieso gesprochen wird – ob wir Erwachsenen uns nun an diesen Gesprächen beteiligen oder nicht. Bereits im 19. Jahrhundert wurde Sexualität thematisiert, obwohl damals Unterdrückung der Sexualität stärker vorhanden war, als dies heute der Fall ist. Heute wird Sexualität mehr – oder zumindest keinesfalls weniger – thematisiert unter den Jugendlichen, so dass es aus sozialarbeiterischer Sicht für die Identitätsentwicklung von Mädchen wichtig erscheint, Stabilität und Sicherheit zu fördern, indem das mit Scham erfüllte Thema der Sexualität nicht tabuisiert wird. Bereits Freud forderte 1907, dass „das Geschlechtliche von allem Anfange an gleich wie anderes Wissenswerte behandelt werde. Vor allem ist es Aufgabe der Schule, der Erwähnung des Geschlechtlichen nicht auszuweichen (...). Hier ist die Lücke, deren Ausfüllung Erzieher und Reformen in Angriff nehmen sollten!“ (Freud 1907: 167) In diesem Zusammenhang forderte er eine grundlegende Änderung des Systems der damaligen Zeit, insbesondere der gesellschaftlichen Moralforderungen (vgl. Freud 1908: 167f.).

Wird die heutige Sexualmoral mit derjenigen von früher verglichen, gilt es, vorsichtig mit Begrifflichkeiten umzugehen. Viele heutige Schilderungen der damaligen Zeit verbinden Sexualität früher mit Repression. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zeigen, dass Unterdrückung der Sexualität stattgefunden hat, dass Sexualität jedoch keinesfalls totgeschwiegen wurde. Das Zeitalter im späten 19. Jahrhundert kann nicht einfach als eine Zeit der Repression dargestellt werden. Der Rückblick auf die damalige Zeit macht deutlich, wie wichtig es insbesondere als Professionelle der Sozialen Arbeit ist, kritisch mit Stereotypen und Begrifflichkeiten rund um Sexualität umzugehen. Die gesellschaftlich verbreitete Annahme, dass Sexualität früher mit Repression und heute mit Liberalisierung und Tabulosigkeit gleichgesetzt werden kann, greift zu kurz. Ebenso scheinen Stereotypen nach Geschlecht nach wie vor verbreiteter zu sein, als man landläufig annimmt, womit wir uns nicht so stark von den Annahmen der Repressionsthese entfernt haben, wie man vielleicht heute denken könnte. Die Repressionsthese beschreibt die damalige Zeit als eine Zeit, in der sich Frauen unterwarfen und für die Familie aufopferten. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde massiv gegen dieses Phänomen angekämpft. Auch heute jedoch werden Mädchen und Jungen geschlechtsspezifisch erzogen. Selbst wenn man der These 2 von Schmidt rechtgegeben würde, dass wir heute bezüglich Sexualität eine demokratische Verhandlungsmoral erreicht haben und Männer wie auch Frauen eine grundsätzliche Entscheidungs- und Definitionsmacht

bei sexuellen Handlungen erlangt haben, scheint es deutlich zu werden, dass ein Prozess der geschlechtsspezifischen Sozialisation nach wie vor in Gang kommt. Oder wie dies

Bührmann / Diezinger / Metz-Göckel ausdrücken: „Noch bevor das Kind überhaupt auf der Welt ist, haben die Eltern (...) Vorurteile hinsichtlich spezifischer Verhaltensweisen und Eigenschaften der Geschlechter.“ (Bührmann / Diezinger / Metz-Göckel: 157) Die vier dargestellten Thesen beschreiben die heutige Sexualmoral aus unterschiedlichen Perspektiven, jedoch scheinen sich alle einig zu sein, dass die Kategorien „Männlich“ und „Weiblich“ grundsätzlich Differenzen hervorbringen können und gesellschaftlich konstruiert sind. Heute scheint man sich in der Wissenschaft weitgehend einig zu sein, dass man Männern und Frauen nicht einfach generelle Merkmale zuschreiben kann, weder in Persönlichkeit noch im Verhalten. Bei Kindern im frühen Alter sind keine Verhaltensdifferenzen zu beobachten, Geschlechterunterschiede tauchen erst in sozialen Situationen auf.

Für die Soziale Arbeit scheint dies eine wichtige Erkenntnis zu sein, da sie in sozialen Situationen von Kindern und Jugendlichen oft präsent ist, beispielsweise in der Kinder- und Jugendarbeit oder in der Schulsozialarbeit. Unabhängig davon, ob man der These 4 (Steins) glaubt, dass Männer heute nach wie vor das rationale Prinzip und Frauen das emotionale Prinzip verkörpern, scheint es aufgrund der in der vorliegenden Arbeit gewonnenen Erkenntnisse unbestreitbar, dass klischeehafte Vorstellungen bezüglich den Geschlechtern nach wie vor nicht völlig ausgemerzt sind. These 2 (Schmidt) erscheint mit der Annahme, dass das Ausleben der Sexualität im Vergleich zu früher nicht mehr von der Kirche und vom Staat bestimmt wird, plausibel. Frauen wie Männer haben mehr Freiräume für Initiative und sexuelle Offensivität. Jedoch besteht nach wie vor die Gefahr, dass dieser Freiraum – insbesondere derjenige der Mädchen – gesellschaftlich eingeschränkt wird. Die Segregation der Geschlechter scheint nicht völlig ausgemerzt zu sein, bis heute scheinen Probleme geschlechtsspezifischer Machtverhältnisse – zumindest teilweise – immer noch vorhanden zu sein. Für Sozialarbeitende scheint es wichtig, darauf ein besonderes Augenmerk zu haben. In sozialen Situationen gilt es aufgrund der hier gewonnenen Erkenntnisse darum nicht nur, darauf zu schauen, was Mädchen tun, welche „femininen“ Verhaltensweisen sie zeigen, sondern auch darauf zu achten, was sie nicht tun. In welchen Situationen bevorzugen Mädchen nicht konkurrenzorientierte Spiele; zeigen sich Mädchen als nicht zufrieden mit ihrem Körper, gehen sie nicht ihrem Willen bezüglich Sexualitätswünschen nach? Gerade was den ersten Sexualkontakt betrifft, gilt es, die Mädchen darauf zu sensibilisieren, das zu tun, was sie wollen und ihren Bedürfnissen entspricht, und nicht dem Wunsch des Jungen nachzukommen. Wird darauf ein besonderes Augenmerk gelegt, kann dem Einüben von traditionellen Rollen von Seite der Sozialen Arbeit entgegen getreten werden.

Die Kultur und die darin enthaltenen sozialen Regeln spielen laut dem Konstruktivismus beim Vermitteln von Geschlechtsidentität eine grosse Rolle. Auch die Soziobiologie geht nicht von

einer rein genetischen Steuerung der Identitätsentwicklung aus (vgl. Steins 2008: 117). Das Umfeld von Mädchen im Adoleszenzalter kann also wesentlich zu einer positiven Identitätsbildung beitragen, wie beide hier zitierten Denkschulen betonen.

Problematisch für die Identitätsentwicklung wird es dann, wenn das Selbstbild der Mädchen und jungen Frauen von ihrem Umfeld negativ geprägt wird, also insbesondere wenn vermittelt wird, dass Mädchen ein anderes Verhalten haben als Jungen und diese genetischen Faktoren nicht veränderbar sind. Gesellschaftlich scheint diese Meinung weit verbreitet zu sein, dass uns „genetisch determinierte“ Faktoren prägen und diese unveränderbar sind. Dies ist laut der Soziobiologie nicht der Fall – und laut dem Konstruktivismus schon gar nicht. Wir kommen laut der Soziobiologie egoistisch zur Welt, und Altruismus muss gelehrt werden. Das Ausleben von Altruismus wird jedoch in unserer Gesellschaft nicht allen Kindern gleich gelehrt – je nachdem, ob sie einen Penis haben oder nicht, wie dies Dawkins provozierend ausdrückt. Mädchen scheint nach wie vor verstärkt altruistisches Verhalten vermittelt zu werden. Darüber hinaus zeigen Ausführungen von Soziobiolog/-innen, dass gesellschaftlich nach wie vor die Meinung verbreitet ist, dass Männern aufgrund ihrer Gene altruistisches Verhalten weniger gelernt werden kann – somit wird tendenziell auch weniger Aufwand betrieben, um ihnen das zu lernen. Dies führt zu unterschiedlichem Verhalten der Geschlechter, auch punkto Sexualität, nicht weil wir nicht anders können, sondern weil wir es nicht anders gelernt haben. Mädchen verhalten sich auch in Beziehungen und Sexualität altruistischer und können deswegen darunter leiden. Es kann ein verzerrtes, negatives Selbstbild entstehen, bei dem sich die Mädchen nur dann als wertvoll betrachten, wenn sie die Wünsche des Mannes erfüllen und somit altruistisch handeln. Das Selbstbild der Jungen jedoch enthält grundsätzlich weniger negative Aussagen über sich selber, wie dies in der These 4 (Steins) erläutert wurde. Männer zeigen bis heute tendenziell ein egoistischeres Verhalten, Mädchen ein altruistischeres, weil ihnen dies nach wie vor so gelehrt wird, weil wir denken, dass dies genetisch und damit nicht veränderbar ist. Schon bei sehr kleinen Kindern lässt sich das beobachten (These 4) und führt zu Subwelten der Geschlechter. Hier kann die Soziale Arbeit ansetzen und sich dafür einsetzen, dass mehr Aufwand betrieben wird, um beiden Geschlechtern gleichermaßen altruistisches Verhalten zu lernen und zugleich auch beide gleichermaßen ihre egoistischen Züge ausleben zu lassen. Es geht nicht darum, alle Knaben zu altruistischen, emotionalen Männern zu erziehen, sondern vielmehr darum, Gleichberechtigung bezüglich dem Ausleben von Egoismus und Altruismus herzustellen – auch und insbesondere bezüglich Sexualität. Wenn es Mädchen gelingt, für sich und ihren Körper einzustehen und sich in der Sexualität nicht dem Willen von anderen zu beugen, gelingt es ihnen auch leichter ausserhalb dieses intimen Rahmens, sprich in anderen gesellschaftlichen Interaktionen wie beispielsweise im Berufsleben. Damit kann verhindert werden,

dass Mädchen und Frauen sich in die Position der „Ohnmächtigen“ begeben, womit das Ausüben von instruktiver Macht verunmöglicht wird. Es gilt also für Fachkräfte der Sozialen Arbeit, sich mit Fragen der Macht auseinanderzusetzen, und zwar mit denjenigen der relevanten Akteuren und Systemen wie auch der selber ausgeübten Macht. Denn nebst dem Stärken der Selbstbestimmung der Mädchen, das dem Verhindern vom Ausüben von instruktiver Macht dient, gilt es auch, die Möglichkeiten destruktiver Macht, also handlungseinschränkender Macht, kritisch zu reflektieren (vgl. Kraus 2013: 127). Macht benötigt nicht immer die Unterwerfung der Ohnmächtigen, wie dies in der vorliegenden Arbeit deutlich wird. Dass Macht gegenüber Mädchen und Frauen im 19. Jahrhundert ausgeübt wurde, hat einerseits mit der Bereitschaft derjenigen, sich zu unterwerfen, zu tun. Andererseits jedoch benötigt eine Gesellschaft für das Ausüben von Macht und Ausschlussprozessen ein hohes Mass an Legitimation, wie dies der feministisch wissenschaftskritische Blick betont. Die Menschen müssen davon ausgehen, dass die strukturellen Verhältnisse so, wie sie sind, gut sind, um Ausschlussprozesse zu tolerieren. Lange Zeit wurden die patriarchalen Verhältnisse gutgeheissen und weitgehend toleriert, obwohl sie zur Bildung einer gesunden Geschlechtsidentität nicht als geeignetste Kultur bezeichnet werden kann. Erfreulicherweise wurde die patriarchalische Kultur bereits vor längerer Zeit kritisiert, und wir haben uns deutlich von der damaligen Kultur entfernt. Sexualität wird heute nicht mehr derart mit etwas Widerwärtigem und Abstossendem konnotiert, wie dies früher der Fall war. Das damalige gesellschaftliche Problem der Verleugnung der Sexualität hat sich zu einem gesellschaftlichen Problem gewandelt, das sich durch eine gesellschaftliche Gewährung von destruktiver Macht gegenüber einer kompletten Auflösung von hierarchischen Geschlechterverhältnissen äussert. Die Rolle von Frauen und Männern haben sich deutlich verändert, was für heutige junge Menschen bedrohlich sein kann. Patriarchale Verhältnisse sind ins Wanken geraten, und Männer können sich nicht mehr einfach darauf berufen, dass sie „genetisch so funktionieren“ und aus diesem Grund legitimiert sind, Unterdrückung gegenüber Frauen auszuleben. Es gibt keine wissenschaftlichen Begründungen dafür, dass Mädchen und Jungen rollenkonform erzogen werden. Trotzdem haben wir uns von diesem Verhalten noch nicht komplett losgelöst, vermutlich weil es Sicherheit verleiht, in einer Zeit, die von Unsicherheit und Bedrohung gezeichnet ist, vor allem während der Adoleszenz. Unglücklicherweise für das weibliche Geschlecht scheinen Mädchen und Frauen unter dieser Segregation jedoch mehr zu leiden als Jungen und Männer. Dass beispielsweise bis heute keine Formen im deutschsprachigen Raum existieren, die Erwerbs- und Familienarbeit gerecht teilen (vgl. Schmauch 2004: 106f.), scheint sich zu Ungunsten von Frauen auszuwirken. Da stellt sich die Frage, ob es Zeit für weitere Veränderungen und neue Impulse geworden ist, beispielsweise nach dem Vorbild Schwedens, bei dem Familie und Gleichberechtigung einen hohen Stellenwert geniessen, Prostitution auf der Seite der Freier illegalisiert wurde und Frauenbilder stärker hinterfragt werden. Wenn wir

selbstbestimmte Frauen in unserer Gesellschaft haben wollen, müssen Mädchen im Adoleszenzalter gestärkt werden und insbesondere in Fragen zu Sexualität und Körper vermehrt Sicherheit erlangen, so dass instruktive Machtausübung erschwert wird. Trotzdem kommen wir offenbar nicht darum herum, auch eine gesellschaftliche Debatte über herrschende Rahmenbedingungen in Gang zu setzen, um destruktiver Macht entgegenzutreten. Damit sollte es der Sozialen Arbeit weitgehend gelingen, auch die letzten Reste der patriarchalen Struktur zu thematisieren, die zweifelsfrei heute noch ausgelebt werden, und zwar meist auf Kosten vom weiblichen Geschlecht – wenn auch verdeckter und weniger offensichtlich, als dies zu Zeiten der bürgerlichen Sexualmoral der Fall war.

Indem die Soziale Arbeit Mädchen im Adoleszenzalter darin stärkt, keine rollenkonformen Verhaltensweisen zu übernehmen, und gleichzeitig an den Rahmenbedingungen arbeitet, damit Weiblichkeit nirgends mehr mit Unterwerfung und Aufopferung für die Familie verbunden werden muss, können sowohl die Ausübung von instruktiver wie auch destruktiver Macht gegen das weibliche Geschlecht angegangen wie auch gleichzeitig die altruistischen Verhaltensweisen beim männlichen Geschlecht gefördert und gesellschaftlich akzeptabler gemacht werden. Rollenkonformes Verhalten scheint bei beiden Geschlechtern nach wie vor gesellschaftlich gefördert zu werden, in der Sexualität, im Privat- und im Berufsleben. Wir werden egoistisch geboren, aber nicht alle gleich altruistisch erzogen. Gelingt es, hier eine Gleichstellung herzustellen, wird es für das weibliche Geschlecht vermutlich vereinfacht, auf die Verknüpfung von Verbot und Sexualität gänzlich zu verzichten. Damit kann es beiden Geschlechtern gleichermaßen gelingen, Sexualität mit Lust zu verbinden und ein positives Selbstbild aufzubauen. Blicken wir auf die historische Entwicklung der Sexualität zurück, war und ist Sexualität im Leben der Menschen permanent vorhanden. Früher wurde daraus ein grösseres Geheimnis gemacht, als dies heute der Fall ist. Die Wissenschaft sowie auch die Gesellschaft scheint fähiger zu sein, von Sexualität zu sprechen, als im 19. und 20. Jahrhundert, so dass man heute weniger von Perversionen und pathologischen Erscheinungen in Zusammenhang mit Sex spricht, wie dies früher beispielsweise bei Homosexualität oder sogenannter „Frigidität von Frauen“ der Fall war. In dieser Hinsicht hat sich bis heute einiges verändert. Doch gewisse Parallelen fallen auf, wenn in heutigen Medien von „Sexueller Verwahrlosung“ und „aus dem Ruder gelaufener sexueller Befreiung der Jugendlichen“ gesprochen wird. Hier scheint Sexualität wieder mit etwas Bedrohlichem verbunden zu werden. Anstelle der Dramatisierung von Jugendsexualität scheint es aus Sicht der Sozialen Arbeit jedoch angebrachter, ein natürliches Verhältnis zu diesem existentiellen Bedürfnis zu fördern. Fachpersonen der Sozialen Arbeit haben es sich laut dem Berufskodex von Avenir Social zum Ziel gemacht, dass Individuen ihre Stärken entwickeln können und zur Wahrung ihrer Rechte befähigt und ermächtigt werden (vgl. Avenir Social 2010: 9). Sexualität gilt als

existentielles Grundbedürfnis des Menschen und als zentraler Bestandteil ihrer Identität und Persönlichkeitsentwicklung (siehe Kapitel 2.3). Sie kann unterschiedlich ausgestaltet werden und mit positiven und negativen Aspekten verbunden werden. Wenn es Fachpersonen der Sozialen Arbeit gelingt, dass beide Geschlechter anstelle eines rollenkonformes ein selbstbewusstes und in einem gesunden Masse egoistisches wie auch altruistisches Verhalten bezüglich Sexualität und Körperlichkeit erlernen, hat die Soziale Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Erfüllung eines existentiellen Bedürfnisses geleistet.

Um auf den Titel der Arbeit zurück zu kommen, kann man schlussfolgern, dass wir von einer unterdrückten weiblichen Sexualität weggekommen sind, im Vergleich dazu, wie weibliche Sexualität im späten 19. Jahrhundert in den deutschsprachigen Ländern Europas gelebt wurde. Weibliches Begehren scheint im Diskurs über Sexualität ein zentrales Thema geworden zu sein – wissenschaftlich wie auch gesellschaftlich. Wie heutige Frauen ihre Sexualität leben, bestimmen sie weitgehend selber, jedoch kommen ihnen traditionelle Geschlechterrollen, die nach wie vor gesellschaftlich konstruiert und den Kindern gelernt werden, beim Ausleben einer freien, initiativen Sexualität in die Quere.

In diesem Kapitel wurden verschiedene Ansätze für die Soziale Arbeit erarbeitet, wie die Segregation der Geschlechter angegangen werden kann. Die in diesem Kapitel erörterten Ergebnisse dienen als Grundlage für konkrete Handlungsanleitungen, welche in einer weiterführenden Arbeit erarbeitet werden könnten. Es bleibt offen, welche praktischen Schritte in welcher Praxis der Sozialen Arbeit angebracht sind, respektive mit welchen Modellen ein natürliches Verhältnis zu dem existentiellen Bedürfnis Sexualität erreicht werden kann. Dazu hat die Sexualpädagogik bereits Methoden und Techniken entwickelt – wichtig scheint jedoch, abgesehen davon, welche Methode dass angewendet wird, dass die eigene Haltung und Machtausübung als Fachperson der Sozialen Arbeit überdacht wird, so dass traditionelle Rollenmuster nicht weiter produziert, sondern Mädchen und junge Frauen ohne grosse Hindernisse, die ihnen die Gesellschaft in den Weg legt, zu selbstbewussten, kompetenten und sinnlichen Frauen entwickeln können. Damit kann Sexualität im Sinne von These 2 (Schmidt) zu einer Ressource in Beziehungen werden, als ein wichtiges Element der individuellen Lebensweise und als existenzielles Grundbedürfnis des Menschen, das es nicht zu unterdrücken, verdrängen oder tabuisieren gilt.

7. Quellenverzeichnis

Avenir Social (2010). Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen. URL:

http://www.avenirsocial.ch/cm_data/Do_Berufskodex_Web_D_gesch.pdf [Zugriffsdatum: 8. Juli 2013].

Bayer, Lothar / Lohmann, Hans-Martin (2010) (Hg.). Nachwort. In: Freud, Sigmund. Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG.

Bodmer, Nancy (2009). Jugendsexualität im Wandel der Zeit. In: Jugendsexualität im Wandel der Zeit. Veränderungen, Einflüsse, Perspektiven. Bern: Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen EKKJ. S. 7 - 9.

Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Stand 30. November 2008.

Bilden, Helga (2007). Sozialisation und Geschlecht. In: Bührmann, Andrea D. / Diezinger, Angelika / Metz-Göckel, Sigrid (2007). Arbeit - Sozialisation - Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 173 - 182.

Bührmann, Andrea D. / Diezinger, Angelika / Metz-Göckel, Sigrid (2007). Arbeit - Sozialisation - Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dammasch, Frank / Metzger, Hans-Geert / Teising, Martin (2009). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen. Frankfurt a.M.: Brandes & Aspel Verlag GmbH.

Dawkins, Richard (2000). Das egoistische Gen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Dawkins, Richard (2010). Der erweiterte Phänotyp. Der lange Arm der Gene. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

Duerr, Hans Peter (1988). Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Duerr, Hans Peter (1990). Intimität. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Eder, Franz X. (2009). Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität. München: Verlag C.H. Beck oHG.

Elias, Norbert (1997). Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Nördlingen: Wagner GmbH.

Foucault, Michel (2012). Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. 19. Aufl. (Originalausgabe 1976). Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Freud, Sigmund (1898). Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen. In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 11 - 46.

Freud, Sigmund (1905). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 37 - 146.

Freud, Sigmund (1907). Zur sexuellen Aufklärung der Kinder (Offener Brief an Dr. M. Fürst). In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 159 - 168.

Freud, Sigmund (1908). Über infantile Sexualtheorien. In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 169 - 184.

Freud, Sigmund (1910). Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 185 - 196.

Freud, Sigmund (1912). Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens. In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 197 - 210.

Freud, Sigmund (1918). Das Tabu der Virginität. In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 211 - 228.

Freud, Sigmund (1924). Der Untergang des Ödipuskomplexes. In: Mitscherlich, Alexander / Richards, Angela / Strachey, James (Hg.). Sexualleben. Studienausgabe. 10. Aufl. 2012. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag GmbH. S. 243 - 252.

Frevert, Ute (1990). Selbstlose oder selbständige Weiblichkeit – Variationen und Wandlungen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg im Wintersemester 1989/90. Weibliche Identität im Wandel. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei GmbH. S. 31 - 44.

Gnielka, Martin (2008). Über Sexualität reden... Ein Ratgeber für Eltern zur kindlichen Sexualentwicklung in der Pubertät. Hg.: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung BzgA. Bad Oeynhausen: K+W.

Hauser, Susanne (2010). Der schwierige Übergang ins Erwachsenenalter bei Jugendlichen mit Problemen der Geschlechtsidentität. In: Hauser, Susanne / Schambeck, Franz (Hg.). Übergangsraum Adoleszenz. Entwicklung, Dynamik und Behandlungstechnik Jugendlicher und junger Erwachsener. Frankfurt a.M.: Brandes & Aspel Verlag GmbH. S. 109 - 130.

Hauser, Susanne / Schambeck, Franz (Hg.) (2010). Übergangsraum Adoleszenz. Entwicklung, Dynamik und Behandlungstechnik Jugendlicher und junger Erwachsener. Frankfurt a.M.: Brandes & Aspel Verlag GmbH.

Hillmann, Karl-Heinz (2007). Wörterbuch der Soziologie. 5. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

Joris, Elisabeth / Witzig, Heidi (Hg.) (2001). Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. Zürich: Limmat Verlag.

Kavemann, Barbara / Lohstöter, Ingrid (1985). Plädoyer für das Recht von Mädchen auf sexuelle Selbstbestimmung. In: Sexualität – Unterdrückung statt Entfaltung. Opladen: Leske und Burich. S. 9 - 94.

Kilian, Andreas E. (2009). Egoismus, Macht und Strategien. Soziobiologie im Alltag. Aschaffenburg: Alibri Verlag.

Kraus, Björn (2002). Konstruktivismus Kommunikation Soziale Arbeit. Radikalkonstruktivistische Betrachtungen zu den Bedingungen des sozialpädagogischen Interaktionsverhältnisses. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.

Kraus, Björn (2010). Erkenntnistheoretisch-konstruktivistische Perspektiven auf die Soziale Arbeit. In: Krieger, W. (Hg.). Systemische Impulse. Theorieansätze, neue Konzepte und Anwendungsfelder systemischer Sozialer Arbeit. Stuttgart: Ibidem-Verlag. S. 94 - 112.

Kraus, Björn (2011). Soziale Arbeit – Macht – Hilfe und Kontrolle. Die Entwicklung und Anwendung eines systemisch-konstruktivistischen Machtmodells. In: Kraus, Björn / Krieger, Wolfgang (Hg.). Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Lage: Jacobs. S. 95 - 118.

Kraus, Björn (2013). Erkennen und Entscheiden. Grundlagen und Konsequenzen eines erkenntnistheoretischen Konstruktivismus für die Soziale Arbeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Lohmann, Hans-Martin (2006). Sigmund Freud. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Meyer, Cordula et al. (2013). Ungeschützt. Artikel in der Zeitschrift „Der Spiegel“. Heft. Nr. 22., 27.5.13. Hamburg: Spiegel Verlag. S. 56 - 65.

Muchembled, Robert (2008). Die Verwandlung der Lust. Eine Geschichte der abendländischen Sexualität. München: Deutsche Verlags-Anstalt Random House GmbH.

Niemeyer, Gisela (1990). „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ (Art. 3 Abs. 2 GG)? In: Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg im Wintersemester 1989/90. Weibliche Identität im Wandel. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei GmbH. S. 57 - 68.

Niemeyer, Christian (2010). Deutschlands sexuelle Moralpaniken. Eine Tragödie in sechs Akten, aufzuführen unmittelbar vor Betreten der rettenden Arche. In: Schetsche, Michael / Schmidt, Renate-Berenike (Hg.). Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde - Gesell-

schaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 27 - 50.

Oerter, Rolf / Dreher, Eva (2002). Jugendalter. Kapitel 7. In: Oerter, Rolf / Montada, Leo (Hg.). Entwicklungspsychologie. 5. Aufl. Weinheim / Basel / Berlin: Beltz Verlage. S. 258 - 318.

Pagenstecher, Lising / Jaeckel, Monika / Brauckmann, Jutta (1985). Mädchen und Frauen unter sich: Ihre Freundschaften und ihre Liebesbeziehungen im Schatten der Geschlechterhierarchie. In: Sexualität – Unterdrückung statt Entfaltung. Opladen: Leske und Burich. S. 95 - 144.

Rottke, Ingrid (2011). Vaterbilder junger Mädchen und Frauen. Eine psychoanalytische Untersuchung. Heidelberg: Mattes Verlag GmbH.

Schmauch, Ulrike (2004). Sexualität und Sozialisation – am Beispiel der wechselseitigen sexuellen Sozialisation zwischen Jugendlichen und ihren Eltern. In: Hornung, Rainer / Buddeberg, Claus / Bucher, Thomas (Hg.). Sexualität im Wandel. Zürich: vdf Hochschulverlag AG. S. 91 - 114.

Schmidt, Gunter (2004). Sexualität und Kultur: Soziokultureller Wandel der Sexualität. In: Hornung, Rainer / Buddeberg, Claus / Bucher, Thomas (Hg.). Sexualität im Wandel. Zürich: vdf Hochschulverlag AG. S. 11 - 28.

Schmidt, Renate-Berenike / Sielert, Uwe (2012). Sexualpädagogik in beruflichen Handlungsfeldern. Köln: Bildungsverlag EINS GmbH.

Smart, Barry (2002). Michel Foucault. Revised Edition. Cornwall: TJ International Ltd.

Steins, Gisela (2008). Identitätsentwicklung. Wie Mädchen zu Frauen werden - und Jungen zu Männern. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Von Glasersfeld, Ernst (1992). Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Einführung in den Konstruktivismus. Band 5. München: R. Oldenbourg Verlag GmbH. S. 9 - 40.

Von Glasersfeld, Ernst (1997). Wege des Wissens. Konstruktivistische Erkundungen durch unser Denken. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Von Glasersfeld, Ernst (2010). Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben. Beiträge zum Konstruktivismus. 5. Aufl. München: Piper Verlag GmbH. S. 16 - 38.

Watzlawick, Paul (1981). Vorwort. In: Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben. Beiträge zum Konstruktivismus. 5. Aufl. 2010. München: Piper Verlag GmbH. S. 9 - 11.

Watzlawick, Paul (1992). Wirklichkeitsanpassung oder angepasste „Wirklichkeit“? Konstruktivismus und Psychotherapie. In: Einführung in den Konstruktivismus. Band 5. München: R. Oldenbourg Verlag GmbH. S. 89 - 108.

Wischmann, Anke (2010). Adoleszenz – Bildung – Anerkennung. Adoleszente Bildungsprozesse im Kontext sozialer Benachteiligung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne unerlaubte Hilfe verfasst habe.

Biel, im Juli 2013

Sara Bähler
